

2€ davon 1 €
für den/die
Verkäufer/in

DIE ERSTE ÖSTERREICHISCHE BOULEVARDZEITUNG

Bitte kaufen
Sie nur bei
AUGUSTIN-
KolporteurInnen,
die sichtbar
ihren Ausweis
tragen!

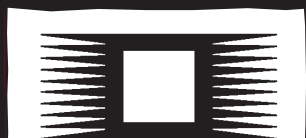
AUGUSTIN

www.augustin.or.at

NUMMER 202 9.5. -22.5.07



AUF TV-KANAL
OKTO



ORANGE94.0

RADIO AUGUSTIN

Mo und Fr 15.00-16.00 Uhr
auf Orange 94.0, dem
Freien Radio in Wien.
UPC Telekabel 92.7
Live-Stream www.o94.at

THEMA: ÖFFIS ALS ARMUTSFALLE



LINIE D
WIE DEMO

BEIGELEGT: **TEXTUNDBILD 1**

INHALT



Coverfoto von Mario Lang:
Die Freifahrt-AktivistInnen der Linie D

Seite 6

»SAND & ZEIT«-TAGEBUCH 3

FANPOST 4

Gustl 4

HEROES

Die Heroes der
»Tage der freien Fahrt« 6

TUN & LASSEN

Magazin 8, 9

Interview mit Sozialminister Buchinger

Wie ein halber Bus – aber brutto! 10

Herbert Pochieser zu Buchinger:

Minister für (Selbst-)Inszenierung? 12

Mehmet Emirs Briefe an den Vater

Lieber Leberkaas als Henderl 13

Geht's mich was an?

MEHRWERT DIVERSITY 13

Fremde Mutter – Tagebuch einer

pfllegenden Annäherung

Rund um die Uhr 14

Gestrandete in der Maschinerie des AMS

Bala bala für Unvermittelbare 16

Arnezhoferstraße soll zur

Selma-Steinmetz-Straße werden

In grausambsten Thaten 17

Tricky Dicky's Skizzenblätter 18

KRAUT & RÜBEN

Kreuz & Wort 19

Marktplatz 20

**StrawzanzerIn, die
Wien-Programmbeilage zum
Herausnehmen.**

VORSTADT

Lokalmatadorin Nelin Tunc

»Alles wird schön« 21

Gitti Entacher: eine Frau mit A-Lizenz

Mit Herz und System 22

Kick-Tipp 22

Coaching-Zone 23

Der tischnahe Kleiderhaken und andere
Kriterien des Wirtshauses

Das Seidel/Achterl-Prinzip 24

Wiener Ausfahrten 71

Wien VII. Weghuberpark
Volkstheater 25

ART.IST.IN

MAGAZIN 26, 27

Filmfestival Crossing Europe

Bayrische Jobs, amerikanische
Jobs u.a. 28

Musikarbeiter unterwegs – zum Praterstern

Fluc – die perle vom Praterstern 29

Anstiftung zum Wiederentdecken von Karl Kraus

Karl Kraus und die Eitelkeit 30

Der bulgarische Filmemacher K. Stoyanov

Brücke der Freundschaft 32

LITERATUR-WERKSTATT

Eugen Bartmer:

Trockendock Kalksburg 33

Der Psychozettel:

Rückblende 34

Nwokocha Phillips:

Warum ich tanze & warum
einer rennt 35

OttaGringo 36

Engelbert Zöchling:

Wie ein Baum voller Affen 36

STP Günter:

F13 als Tag der Wallfahrt 37

Klaus Maria:

Gedichte 38

Blitzsteins Donnergerollen 38

Gottfried:

Tagebuch eines
Augustin-Verkäufers 39

Magdalena Steiner:

Der Mann ohne Eigenschaften 40



AUGUSTIN

Herausgeber und Medieninhaber:

Verein Sand & Zeit.

Herausgabe und Vertrieb der Straßen-Zeitung AUGUSTIN.

Vereinsitz: 1050 Wien, Schloßgasse 6–8

Internet:

<http://www.augustin.or.at>

updating: Gabi Lempradl

Organisation

(Vertrieb/ Kolporteur/ Vereinsangelegenheiten)

Team: Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Riki Parzer,

Eva Rohrmoser

1050 Wien, Schloßgasse 6-8

Tel.: (01) 54 55 133

Fax: (01) 54 55 133-33

vertrieb@augustin.or.at

Redaktion

(Abos/ Schreibwerkstatt/ Öffentlichkeitsarbeit):

1040 Wien, Mostgasse 7/3

Tel.: (01) 587 87 90

Fax: (01) 587 87 90 – 33

redaktion@augustin.or.at

Redaktionsteam:

Karl Berger, Robert Sommer (DW: 11) (Koordination und

Gestaltung); Mehmet Emir, Andreas Hennefeld, Mario Lang

(DW: 13), Erika Parzer, Claudia Poppe, Eva Rohrmoser, Rein-

hold Schachner (DW: 12), Christina Steinle, Angela Traußnig

(DW: 10),

Aurelia Wusch

MitarbeiterInnen:

Illustrationen: Anton Blitzstein, Bernd Haberl, Thomas Krie-

baum, Julius Mende, Carla Müller, OttaGringo, Magdalena

Steiner. Fotos: Didi Sattmann, Norbert Siegl, Christine Wer-

ner, Christoph Witoszynski. Texte: Eugen Bartmer, Franz

Blaha, Blitzstein, Gottfried, Heide Hammer, Kerstin Keller-

mann, Klaus Maria, Gerda Kolb, Rainer Krispel, Uwe Mauch,

Bärbel Mende-Danneberg, Helmut Neundlinger, Thomas

Northoff, Nwokocha Phillips, Herbert Pochieser, Erwin Riess,

Martin Schenk, Dieter Schrage, Richard Schuberth, E.W.

Stummer, Südtirolerplatz-Günter, Alexander Weiss, Kurto

Wendt, Christoph Witoszynski, Engelbert Zöchling. Kreuz-

worträtsel: Eva Wagner. Texterfassung: Luvi. Lektorat: Ri-

chard Schuberth.

StrawzanzerIn:

E-Mail: strawzanzerin@augustin.or.at

Radio Augustin

Verantwortlich: Aurelia Wusch

1040 Wien, Mostgasse 7/3

Tel.: (01) 587 87 90 – 14

radio@augustin.or.at

TV Augustin

Verantwortlich: Christina Steinle

1040 Wien, Mostgasse 7/3

Tel.: (01) 587 87 90 – 15

tv@augustin.or.at

Inserate (KEINE Kleinanzeigen! Für Gratis-Wort-
anzeigen siehe Hinweis auf Seite 20):

Gerda Kolb

Tel.: 0 699 19 42 15 92

E-Mail: inserterate@augustin.or.at

Druck:

Herold Druck- und Verlagsgesellschaft

1032 Wien, Faradaygasse 6

Verlagsort: Wien

Information:

AUGUSTIN erscheint jeden 2. Mittwoch

Auflage dieser Nummer: 42.000

Mitglied des International
Network of Street Papers

AUGUSTIN erhält keinerlei Subventionen

PSK, Blz 60.000, Nr. 92 051 517
Bawag, Blz 14.000, Nr. 05 010 666 211

Und noch eine Literaturbeilage – Präsentation am 16. Mai
Denkkunstverbreitung via »textundbild«

Kürzlich machte ein Schriftsteller dem Augustin ein großes Kompliment. Der Augustin sei eigentlich die größte Literaturzeitung des Landes, meinte er. Wir wollen ihm die Verwendung des Unwortes »eigentlich« in diesem Zusammenhang verzeihen. Sein Respekt bezieht sich auf den regelmäßigen ausgedehnten Literatur-Werkstatt-Teil dieses Blattes, aber auch auf die Karl-Kraus-Serie, auf das aufregende Experiment der Cartoonisierung des Musil-Werks »Mann ohne Eigenschaften« und auf die Beiträge des Autors Erwin Riess.



Wo Literatur ist, zieht Literatur hin. Das Literarische Quartier Alte Schmiede hat sich den Augustin als »Trägerrakete« ihrer Zeitung »Der Hammer« ausgesucht. Diese achtseitige Beilage, die zehnmal im Jahr sich in das Augustinheft schmiegt, macht das Hunderterpackerl, das die KolporteurInnen manchmal zu (er)tragen haben, zwar deutlich schwerer, aber sie signalisiert den

hohen Stellenwert von Kunst und Kultur im »Gesamtkunstwerk aus Poesie, Caritas und Revolte«, wie ein früherer Definitionsversuch des Augustin lautete.

Nun wird ein Schäufelr nachgelegt. Sie haben erstmals eine Ausgabe in der Hand, die eine weitere Literaturbeilage enthält. »textundbild«, eine Schöpfung des Schrift-

stellers Peter Matejka, bringt in der ersten Ausgabe u. a. einen Gemeinschaftstext von Werner Herbst und Gerhard Jaschke und zwei Fotoseiten mit Bilddokumenten zur »Poesie des Alltags« von Lui Dimanche, die Menschen in der Würde banaler Situationen zeigen. Das nächste »textundbild« erscheint am 6. Juni, insgesamt fünf Ausgaben pro Jahr sind geplant.

In einer Literaturveranstaltung im Rahmen der Reihe denkkunst 2007, die die webbrain (Reinhold Sturms und Gabi Stögers »Gesellschaft zur Verbreitung von Ton-, Bild- und Denkkunst im virtuellen und realen Raum«) in Kooperation mit Buchberatung, Matejkas »kleinstem Antiquariat von Wien«, organisiert, wird die Augustin-Beilage »textundbild« am Mittwoch, dem 16. Mai im Aktionsradius Wien präsentiert.

Alice Harmer liest aus ihrem unveröffentlichten Manuskript »Lieber Blumen«, die Geschichte eines Wiedereintauchens in das Leben nach



TAGEBUCH

einer schweren Krankheit, und wird von Iris Kübler (Akkordeon) begleitet. Andreas Gabriel versucht mit seinem Text »Hundeleben« zu beweisen, dass es die Hunde sind, die die Gesellschaft verändern. Im Anschluss an die Lesungen bittet das Stimmgewitter Augustin zum Konzert.

I N F O

Aktionsradius-Wien-Lokal
 Gaußplatz 11
 1200 Wien
 Beginn: 19 Uhr, Eintritt frei!

MUSEUM FÜR DEN AUGUSTIN

»Konzept. Aktion. Film. Sprache.«

Eine Augustin-Führung zur Avantgarde im MUMOK

Auch in Wien und Österreich, die in der Kunst eher zum Konservativen, zum Reproduzieren neigen, gab es in den 1950er und 1960er Jahren eine Avantgarde. Im Literarischen waren es Artmann, Achleitner & Co mit ihrem »Literarischen Cabaret« (1958/59). Als Avantgardisten der 1960er Jahre weltbekannt wurden Nitsch, Muehl, Brus und Schwarzkogler mit ihren Aktionen.



Im Film war es das »Expanded Cinema« (Erweitertes Kino) von Kurt Kren, Ernst Schmidt jr., Valie Export, Peter Weibel und anderen.

Zu sehen ist dies und Einiges mehr in einer besonders interessanten avantgardistischen Ausstellung im Mumok.

Termin: Freitag, 18. Mai 2007, 15 Uhr
 Ort: Museum moderner Kunst im Museumsquartier
 Eintritt: Für den Augustin FREI

*Eine Führung für Augustin-VerkäuferInnen und -LeserInnen
 mit Dieter Schrage*

KIWI FESTIVAL
 Benefizveranstaltung zugunsten der Straßenzeitung AUGUSTIN
 19.05.2007
BENJIE
ROKKITÄHTI
STIMMGEWITTER
MIEZE MEDUSA
 TENDERBOY & DJ SMI
 NO HEAD ON MY SHOULDERS
 MAUF • PBH CLUB • OLESTRA
 PLEXUS SOLAIRE • FOOLS IN A BOX
 Aftershow hosted by
 www.verein-kiwi.at
WIESEN
 Tickets & Infos:
 BKS Bank WELT AUGUSTIN DER SEE TOYOTA ZENTRUM STIFTER

Der Augustin bedankt sich beim Verein Kiwi für die Ausrichtung des Benefizfestes und bei Franz Bogner, der dafür sein Festivalgelände »Wiesen« kostenlos zur Verfügung stellt



Gegen die Inflation der »Neger raus«-Parolen auf den Wänden gibt es zwei Strategien. Seit der Ausgabe Nr. 200 wird im Augustin darüber »gestritten«. Hier zwei Stellungnahmen aus dem Bereich der Kulturwissenschaft und Graffiti-Forschung: von Dieter Schrage und Thomas Northoff. Beide beziehen sich auf den Standpunkt antirassistischer NGOs wie SOS Mitmensch und ZARA, die Polizei müsste gegen »rassistische Schmierereien« vorgehen.

REGRESSIVE SUBKULTUR UND DER RUF NACH ORDNUNGSMASSNAHMEN

Das Erscheinen des von ZARA (Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit) herausgegebenen »Rassismus Report 2006«, einer äußerst wichtigen Publikation in der von Fremdenfeindlichkeit, rechtspopulistischen Parteien und alltäglichem Rassismus bedrängen österreichischen Gegenwart, veranlasst mich zu dem Problem der rechtsextremen Graffiti Stellung zu nehmen und auf Philipp Sondereggers Beitrag im vergangenen Augustin zu antworten. Im April-Augustin Nr. 201 hatte sich der SOS-Mitmensch-Sprecher Sonderegger kritisch mit der Position des Instituts für Graffiti-Forschung (Vorstand Nobert Siegl) auseinander gesetzt.

Wichtig ist mir zunächst zu betonen, dass ich die Auffassung Sondereggers teile:

Auch wenn Parolen an der Wand nicht das gleiche Maß an direkter Gewalt beinhalten wie ein Faustschlag. Die konsequente Ahndung aller rassistischen Straftaten ist eine wichtige Präventionsmaßnahme. Die systematische Ächtung dieser Delikte macht klar, dass Rassismus nicht einfache eine Meinung ist, die neben anderen steht. Diesen Konsens sollten wir nicht verlassen.

Auch für mich sind Parolen wie

»Fuck Nigger« oder »Neger raus« Beleidigungen und Aggressionen gegenüber einer Minderheit, speziell gegenüber Schwarzafrikanern in Österreich (Ich habe überdies auch einen schwarzafrikanischen Schwiegersohn). Und auch für mich sind diese Parolen im öffentlichen Raum rassistische Propaganda, der entgegenzutreten ist.

Ich finde es aber für das gemeinsame Anliegen als schädlich, bei diesen rassistischen Parolen und Zeichen von »Beschmierungen« – oder gar wie ZARA in einer Überschrift im Rassismus-Report von »rassistischen Schmierereien« – zu reden und zu schreiben. Hier begeben sich die NGOs aus meiner Sicht auf eine ihrer Arbeit unangemessene emotionale Ebene. Parolen wie »Neger raus« oder »Fuck Nigger« sind Ausdruck einer rechtsextremen Gegenkultur, die – wie zum Beispiel ein Blick ins Internet erschreckend deutlich macht – weit verbreitet und vielschichtig (in Wort, Bild und Musik) ist. Rolf Schwendter, der profilierte Subkultur-Forscher spricht hier von einer »regressiven Subkultur«.

Ich verstehe die Vorgangsweise der antirassistischen NGOs, die Bevölkerung aufzufordern, diese rassistischen Parolen aufzuspüren, zu melden und eventuell zu übermalen, übersprayen oder abzuwaschen bzw.

von der Stadtverwaltung eliminieren zu lassen. Doch ich teile diese Auffassung nicht. Ich bin gegen Ordnungsmaßnahmen im Graffiti-Bereich. Sind diese doch als »Aufstand der Zeichen« eine der wenigen lebensnotwendigen chaotischen Elemente in den durch Verkehrsnotwendigkeiten, Flächenwidmungsplänen, Kommerz, Parteienpropaganda und vieles andere überreglementierten Städten. Da bin ich ganz auf der Seite meines Freundes und Kollegen Norbert Siegl, der im Augustin betont hatte, dass ein oberflächliches Zerstören dieser rassistischen Zeichen und Parolen ein nicht unproblematisches Verdrängen des Verdrängten ist.

Ich betrachte es als verhängnisvoll, hier, wie es Philipp Sonderegger tut, gleich nach der Polizei zu rufen, »Offizialdelikte« herbeizubeschwören oder wie ZARA bei »diesen Beschmierungen« unreflektiert Sachbeschädigung zu reklamieren. Das heizt nur die meist völlig unangemessene offizielle Verfolgung der gesamten Graffiti-Szene an und macht so z. B. auch eine mich erfreuende Wandinschrift wie »Paradise Now« oder – aktuell – »Wer hat uns verraten? Die Sozialdemokraten! Wer verrät uns nie?? Die Anarchie!!« zu einer Sachbeschädigung auf irgend-einer schäbigen Betonmauer.

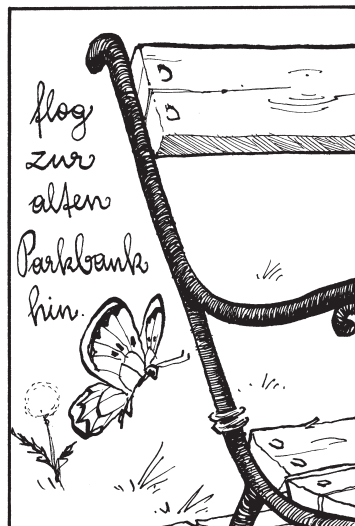


Völlig unakzeptabel neben der problematischen Begrifflichkeit ist aber der Umstand, dass im Hinblick auf »Neger raus« oder »Fuck Nigger« ZARA in ihrer Statistik von einer erheblich angestiegenen Zahl an gemeldeten »Schmierereien« spricht, nämlich von 793. Weiß doch auch ZARA genau, dass all diese Parolen seit Jahren – und das ist durch das Schriftbild nachzuweisen – zu etwa 90 % von einem obsessiven Graffiti-Writer stammen, der in ganz Wien unterwegs ist und offensichtlich (als Individualist??) dem rechtsextremen Lager zuzuordnen ist.

Diesen Umstand hätte ZARA in ihrer Statistik anmerken müssen, da sonst leicht falsche Schlüsse gezogen werden können. Von ZARA hätte ich mir eine seriöse Methodik in der statistischen Arbeit erwartet.

Die oben von mir angeführten Einwände mögen in Anbetracht der politisch sehr wichtigen aufklärerischen Arbeit von ZARA und SOS Mitmensch als Details erscheinen, doch es sind für mich als Kulturwis-

GUSTL



senschafter und speziell auch Graffiti-Forscher – Norbert Siegl und ich arbeiten zur Zeit an einem Forschungsprojekt über rassistische Zeichen und Parolen in Wien – wesentliche und aufschlussreiche Details. Deswegen habe ich diese hier angeführt!

Dieter Schrage
Institut für
Graffiti-Forschung (IGF)

**HASS-PAROLEN INDIVIDUELL
BEANTWORTEN STATT
BEHÖRDLICH LÖSCHEN**

Man entgegnet der Wahrscheinlichkeit, aneinander vorbeizureden, wohl am besten durch Einigung, wie denn der Begriff der rassistischen Diskriminierung zu definieren sei. Um eine solche handelt es sich bei/in rassistischen Graffiti-Botschaften zweifelsfrei. Ich schlage wegen ihres klaren und bei aller Kürze umfangreichen Inhalts die von ZARA verwendete Defintion vor:

»Rassistische Diskriminierung bedeutet, dass ein Mensch aufgrund seiner Hautfarbe, seiner Sprache, seines Aussehens, der Religionszugehörigkeit, Staatsbürgerschaft oder Herkunft in irgendeiner Form benachteiligt wird. Dies kann bedeuten: Benachteiligungen, Beschimpfungen oder tätliche Angriffe, die sich bei der Arbeits- und Wohnungssuche, in Lokalen und Geschäften, bei Kontakten mit Behörden und mit Privaten, im öffentlichen Raum und auch durch Medien äußern.«

Nach dieser Definition stellen die »N... raus«-Parolen niemals, wie behauptet wurde, 90 % der rassistischen Botschaften dar. Mit solchen populistischen Behauptungen schürt man nur Ängste, die zur Verfestigung von unrichtigen Standpunkten führen.

Die Bedeutung der alten Kulturkonstante Graffiti sollte nicht überbewertet werden. Zweifellos aber stellt sie eine wichtige Möglichkeit dar, frühzeitig noch unter der Oberfläche gärende gesellschaftliche Vorgänge zu erkennen. Das Faszinosum an Graffiti ist, dass sie nicht selten dem breiteren gesellschaftlichen Diskurs vorangehen. Gegen den Mord an Omofuma wurde und wird genauso deutlich an den Wänden protestiert wie gegen das Vorgehen im Falle Bakary J.'s oder Seibane Wagues.

Dass sich auch menschenverachtende Personen jeder Kommunikationstechnik bedienen, ist unvermeidbar, wie man seit Erfindung der

Schrift und ihrer technischen Vermittlungsformen weiß.

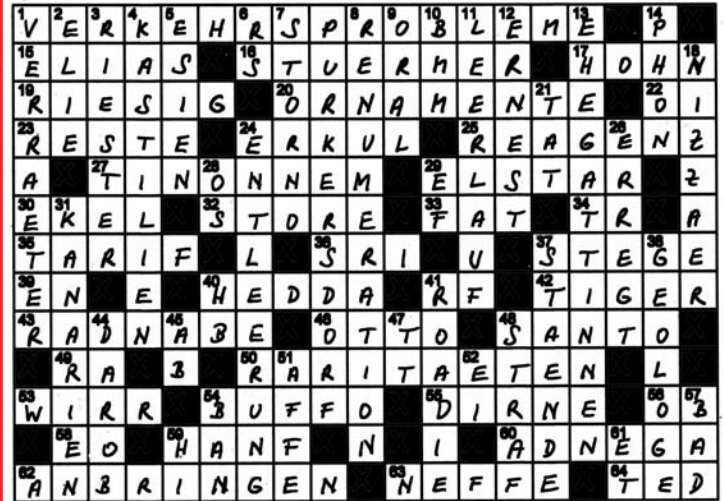
Die Forderung nach einem Löschesetz gegen/für rassistische und fremdenfeindliche Graffiti ist auf erste Hinhören verständlich. Doch wie stellen sich die VertreterInnen der Löschi-Ideologie dessen Vollzug in der Praxis vor? Es beweist sich in der Realität, dass ohnehin schon eine viel bessere Methode gegen inschriftlich hinterlassene N-Wörter-Parolen im öffentlichen Raum in Arbeit ist. Diese Parolen eines bis maximal vier fanatischer Rassisten werden inzwischen immer öfter inschriftlich beantwortet. Und zwar von vielen unterschiedlichen Menschen und in vielfältiger Ausdrucksweise. Rasant stieg die Zahl der Beantwortungen seit dem Vorjahr. Bei meiner letzten Spurensuche in einem Untersuchungsgebiet fand ich nur mehr eine einzige unbeantwortete rassistische Parole dieses ungenuten Menschen vor.

All die Jahre meiner Graffiti-Forschung lehrten mich, dass dort, wo gelöscht wird, rassistische Fanatiker ihr Geschreibsel raschestmöglich erneut anbrachten. Beantwortungen jedoch blieben zumeist unbehelligt. Jede Antwort auf ein rassistisch oder sonst unmenschlich motiviertes Graffiti ist eine Nein-Stimme gerade aus dem Volk, um dessen Überzeugung der N-Wörter-Parolenschreiber fortwährend ringt. Eine Antwort verspricht ihm buchstäblich das Wort, er weiß einfach nichts darauf, hat eben die Intelligenz eines Rassisten, ist bloßgestellt in seiner »Argumentation« vor der Öffentlichkeit.

Rechne ich das Ansteigen der Beantwortungen teilweise meinem jahrelangen Eintreten dafür an, so muss hervorgehoben werden, dass der auffällige Anstieg seit dem Vorjahr gewiss der zunehmenden Sensibilisierung der Bevölkerung durch die wichtige Aufklärungsarbeit von Organisationen wie ZARA oder SOS-Mitmensch zu danken ist.

Mit Recht wird von diesen Organisationen programmatisch und laut nach mehr Zivilcourage gerufen. Deshalb leidet die Glaubwürdigkeit, wenn sich die RuferInnen dann nicht einmal getrauen, einem bössartig Geistesgestörten wenigstens einen Strich durch sein Geschreibsel zu machen – unter Berufung darauf, sie würden keine illegalen Dinge tun. Wenn aber nunmehr so viele Menschen auf die Parolen antworten, zeigt dies, dass die Basis den FunktionärInnen voraus ist.

Rätselauflösung für Heft 201



Ich fühle mich von sehr vielen Graffiti beleidigt und betroffen, jedoch erkenne ich durch sie die Existenz gewisser Gruppierungen und ideologischer Formierungen besser und früher als aus Medienberichten über die bereits erstarkten Gruppen.

Herrn Sondereggers Befürchtung einer »schleichenden Legitimierung« des Programms des N-Wörter-Parolenschreibers reflektierend, muss ich als Graffiti-Forscher entgegenhalten, noch niemandem begegnet zu sein, der/die durch diese stereotypen Botschaften zum Rassismus bekehrt worden wäre. Es ist gewiss so, dass die Alltagssprache heute Ausdrücke und Gedanken aufgenommen hat, die den frühen 1980er Jahren frei zu äußern ohne soziale Sanktionen gegen die RednerInnen nicht möglich gewesen wäre. Damals begann eine für die rassistischen Graffiti bis heute anhaltende Blütezeit. Interpretierte man diese Graffiti als Voraus-Zeichen kommenden Übels, wurde man bestenfalls milde belächelt. Den Graffiti, die als Frühsymptome vorgewarnt hatten, kann man heute nicht die Schuld zuschreiben, das Übel herbeigeführt zu haben.

Die Reaktion mit Löschen von Gesetzes wegen bringt nur neue Botschaften dieser Art hervor und schafft ungewollt Legitimierung. Beantworten hingegen ist demokratische Delegitimierung, gegen welche der Parolen-Depp keine Chance hat. Auf diese Weise wird für alle sichtbar »falsch« und »gut« verhandelt.

Auch das Argument der Verdrängung des Verdrängten ist im Grunde selbst ein verdrängendes. Der heute geübte rassistische Sprachgebrauch in der Alltagssprache grenzt doch

längst an Offenlegung rassistischer Ansichten. Für deren Vorhandensein bräuchte es heute die Graffiti nicht mehr als Beweis. Hatten sie in den 1980ern als Menetekel angezeigt, es bestehe rechtzeitig gegensteuernder politischer Handlungsbedarf, so ist die Sau heute leider aus dem Stall und der Handlungsbedarf in der Dimension ein anderer.

In ihrer fast ausschließlichen Fokussierung des N-Wörter-Parolenschreibers verdrängen die beiden Schreiber der Artikel in den letzten Augustin-Nummern die bedrohlich starke Präsenz der rassistischen Graffiti von so gut wie allen ethnischen Gruppen. In ihnen werden teils ausgefeilter und brutaler Forderungen gegen Mitmenschen bestimmter Herkunft erhoben als in den Stereotypen des N-Wörter-Parolenmachers. In der Bevölkerung fördert es Misstrauen, wenn Rassismus und seine Gewalt einseitig abgehandelt werden. Manche Leute bekommen den Eindruck, es werden nur Botschaften als rassistisch gewertet, wenn sie von Deutschsprachigen stammen und ihnen werde die Schuld zugeschoben. Schlichte Charaktere leiten daraus eine Interessenslage gegen sich ab. Man wird sie auf diese Weise nicht zum Umdenken gewinnen können.

Fest steht dennoch: Weder Löschen noch Stehenlassen der rassistischen Graffiti löst das Problem des virulenten Bestehens von Rassismus. Wäre dieser so leicht wegzukriegen, er wäre bereits weltweit überwunden.

Thomas Northoff
Österreichisches GraffitiArchiv für
Literatur, Kunst und Forschung

Neue Bewegung in Sachen Nulltarif – und die Pioniere der »Gratis-Linie D«

Die Heroes der »Tage der freien

Für alle, die aus sozialen Gründen »schwarzfahren«, und für deren LobbyistInnen sorgten zwei Meldungen dieses Frühlings zunächst für Euphorie: Der Wiener SPÖ-Landesparteitag hatte den SJ-Antrag nach »Freifahrt für Obdachlose und SozialhilfeempfängerInnen« mit Mehrheit beschlossen; Bürgermeister Häupl reagierte mit der kolportierten Erklärung, der Nulltarif werde »noch heuer umgesetzt«.

Den darüber berichtenden JournalistInnen wäre keine Perle aus der Krone gefallen, hätten sie die rebellischen Augustin-VerkäuferInnen erwähnt, die seit 1998 mit demonstrativen Gruppenschwarzfahrten und anderen Aktionen die Öffentlichkeit erstmals auf ein aberwitziges Verhältnis aufmerksam machten: Von Obdachlosen in Wiener Öffis wird Volltarif verlangt, da eine Ermäßigung (analog den Pensionistentarifen) nicht administrierbar sei.

Dass Michael Häupl die Freifahrt noch heuer realisiere, war offensichtlich eine vorschnelle Interpretation der Austria Presse Agentur, die von vielen Medien übernommen wurde. Die inzwischen allenthalben korrigierte Sprachregelung ist enttäuschend.

Das Rathaus werde dem Parteitagebeschluss – 252 Stimmen für, 204 Stimmen gegen den SJ-Antrag – gerecht, indem eine Arbeitsgruppe gebildet werde. Das Resultat müsse aber nicht unbedingt die Freifahrt für SozialhilfeempfängerInnen sein. Man könne auch »Abfederungen« anderer Art andenken. Auch von »heuer« ist mittlerweile nicht mehr die Rede. »Vor dem nächsten Landesparteitag« werde es zu einer Neuregelung kommen, heißt es nun.

Eine doch deutliche Verwässerung der Zielsetzung, die die Sozialistische Jugend nicht hinnehmen werde, wie deren Sprecher Stefan Schmid im Augustin-Gespräch bekräftigte. »Nachdem man uns im Jahr 2001 erklärte, eine Arbeitsgruppe sei gebildet worden, informiert man uns heute, als Folge des Parteitagebeschlusses werde eine Arbeitsgruppe gebildet«, fühlt sich Stefan Schmid leicht gefrozzelt. Aus Augustin-Sicht stellt sich diese Hänselei um eine Nuance erweitert dar. Bereits 1999 hat nämlich die damalige Finanz-

ner VerkäuferInnen bei der Bewusstmachung einer sozialpolitischen Absurdität ersten Ranges. Dass es nun in der Nulltarif-Frage doch nicht ganz zu dem späten Triumph des Gerechtigkeits sinns kommen wird, wie ihn die allerersten Verlautbarungen erwarten ließen, schmälert nicht den Stellenwert, den die Ansätze einer Art »Sandlergewerkschaft« – als solche hatte man die seit Ende des Jahres 1998 regelmäßigen In-



AUGUSTIN

ten, der auf eine Reintegration in Gehaltsverhältnisse abzielt.

(Fast) immer bis zum Rathaus

Ermutigt durch die ersten Aktionen einer Gruppe von zwei bis drei Dutzend Augustin-VerkäuferInnen und Augustin-MitarbeiterInnen, die sich die vom Südbahnhof (traditioneller Obdachlosentreff!) zum Rathaus (Adressat der Nulltarifs-Forderung) führende Tramwaylinie D zum rollenden Schauplatz von »Spaßguerilla«-Aktionen erwählten, kündigte der Augustin 1999 an: »Wir erklären den 13. jedes Monats zum Tag der freien Fahrt!« In einem Bericht dazu hieß es: »Die demonstrative, gesellige und polizeilich angemeldete Schwarzfahrt erregte Aufmerksamkeit. Dass 'Sandler' in aller Öffentlichkeit für ihre Rechte eintreten, wurde als Wiener Novität wahrgenommen.«

Manchmal wurden die listigen Habenichtse, die zwar mit Augustin-Ausweis, aber ohne Fahrchein die Linie D benutzten, von solidarischen Musikern begleitet, etwa vom Trio des Kollegium Kalksburg oder von Adi Hirschal; einmal hatten sie 5000 Unterschriften unter einer Petition als Fahrgepäck in Richtung Rathaus mit. Der Augustin schrieb: »Solange die Ärmsten für die Bim mehr zahlen müssen als die weniger Armen, verletzt das Wiener Tarifsystem den Gleichheitsgrundsatz. Das sagte die Sandlerdelegation der Finanzstadträt-



stadträtin Brigitte Ederer den Augustin mit der Botschaft zu beruhigen versucht, sie habe eine Arbeitsgruppe zur Neuregelung von Sozialtarifen einberufen. Die heiße Luft, die diese (fiktiven? tatsächlichen? semi-realen?) Arbeitsgruppe(n) im Laufe der acht Jahre produziert, ist hoffentlich nicht die Ursache der Erderwärmung.

Der SJ-Sprecher anerkennt die Rolle des Augustin und sei-



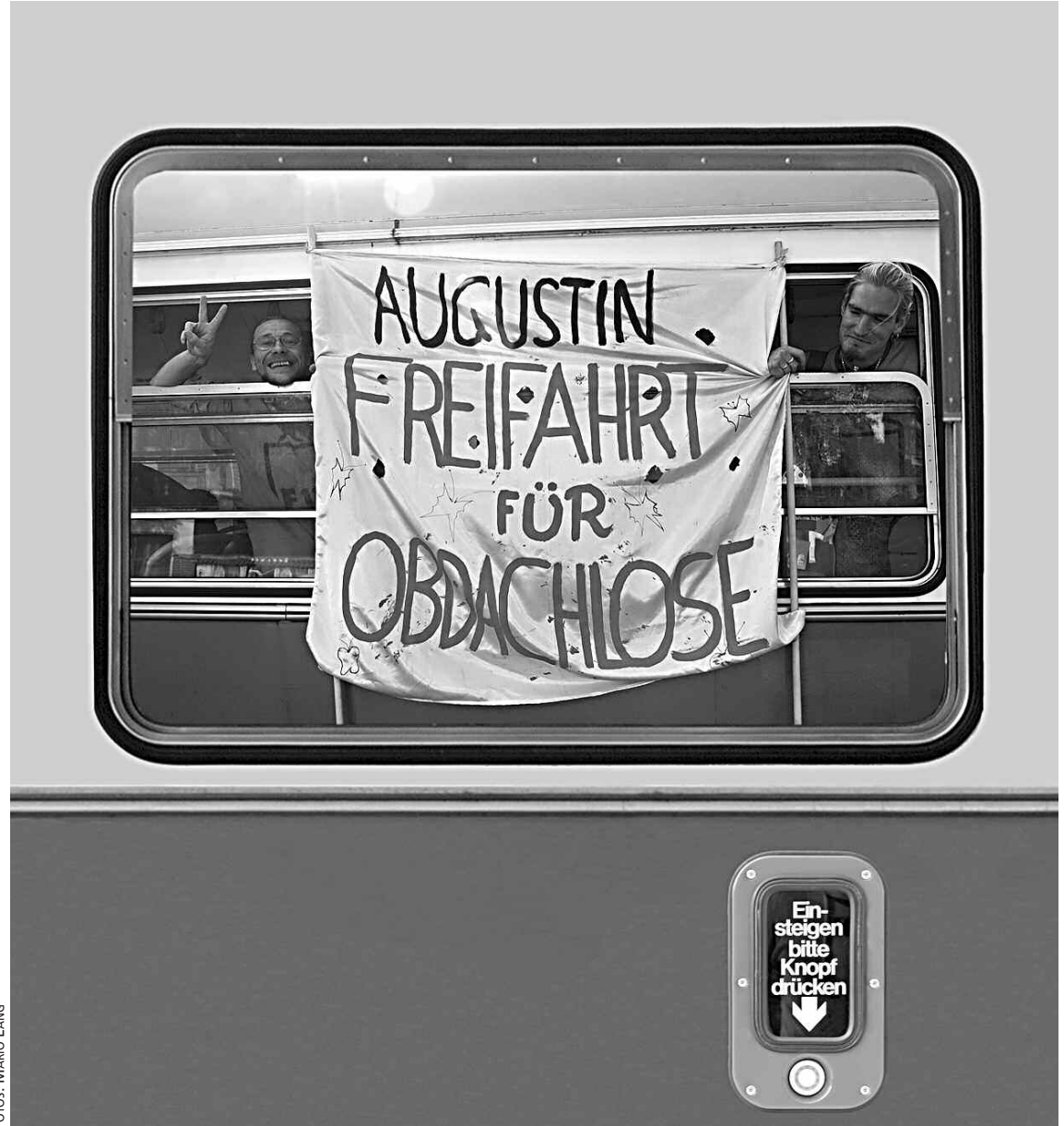
Fahrt«

tin, als im Anschluss an die »Schwarzfahrt« die Petition überreicht wurde. Brigitte Ederer erzählte den DemonstrantInnen etwas von einer von ihr eingesetzten Arbeitsgruppe ...«

Einer der ersten »Konzerte« des Stimmgewitters Augustin fand in einem »besetzten« Waggon der Straßenbahnlinie D statt. Dieser Auftritt sollte aber bloß das Präludium zum anschließend geplanten »Ständchen für den Bürgermeister« sein, doch zu Michael Häupl vermochte die Freifahrt-Gruppe an diesem wie auch an den anderen Aktionstagen nicht durchzudringen. Einmal spendete der Sozialreferent des Bürgermeisters eine politisch korrekte Kiste Mineralwasser für die im Rathaus eintreffende Obdachlosen-Delegation, die an diesem heißen Tag wie ein Mann nach kühlem Bier lechzte. Weil bereits im Jahr 2000 ein Landesparteitag der Wiener Sozialdemokraten beschlossen hatte, Obdachlosen »die Benützung der Öffis in einem für sie finanziell leistbaren Rahmen zu ermöglichen«, und weil auch damals nichts geschah, um diesen politischen Auftrag zu erfüllen, bogen die D-Wagen-BesetzerInnen eine Tages, nachdem sie das Verkehrsmittel bei der Station Burgtheater verlassen hatten, nicht nach links zum Rathaus, sondern nach rechts zur SPÖ-Zentrale in der Löwelstraße ab.

AsylwerberInnen nicht vergessen!

Hier wie dort war nichts als die Beateuerung zu hören, eine »Sonderregelung« für Obdachlose oder SozialhilfeempfängerInnen (inzwischen gibt es deren 80.000 in Wien!) sei »nicht administrierbar« – in immer neuen Variationen. Nach rund zehn »Tagen der freien Fahrt« machte sich unter den AkteurInnen Frust bemerkbar – auch deshalb, weil jeder Ressortchef im Rathaus, der für die DemonstrantInnen persönlich oder in Vertretung erreichbar war, das jeweils andere Ressort für »eigentlich zuständig« erklärte. Der Augustin-Volksbrauch, jeden Dreizeh-



FOTOS: MARIO LANG

Abfahrt Wien Südbahnhof, Destination Rathaus – und prinzipiell ohne Fahrschein

ten mit der Linie D zum Ort der Entscheidungen zu fahren, blieb ein temporäres Experiment der Partizipation von bisher Ausgegrenzten und Lobbylosen; aus ihm wurde jedoch die F13-Idee geboren. Seither wird jeden Freitag, den Dreizehnten für die Rechte marginalisierter sozialer Gruppen demonstriert; es sind längst nicht mehr bloß Leute aus dem Augustin-Umfeld, die das tun; und wann immer die Freifahrt zum Thema wird, ist für die AktivistInnen die Einbeziehung der AsylwerberInnen in den Kreis der Nulltarif-Anwärter zur Selbstverständlichkeit geworden.

Auch für die SJ, so deren Sprecher Stefan Schmid, wäre der Nulltarif für AsylwerberInnen (die heute wider jede Logik den Volltarif zahlen müs-

sen) ganz im Sinne des Parteitagebschlusses. Die Wiener Grünen haben dieser Tage die Idee des »Wiener Aktiv-Passes« vorgestellt: freie Fahrt bei Öffis, Bildung, Kultur und Freizeit. Bei einem Sozialhilfe-Richtsatz von 427 Euro kostet die Vollpreis-Jahreskarte – 458 Euro – quasi ein gesamtes Monatseinkommen, rechneten die Grünen vor. Der Sozialpass – die derzeit einzige Ermäßigung, die die Stadt Wien sozial benachteiligten Menschen gönne – atme nicht nur den stigmatisierenden Geist der 70er Jahre, er komme auch nur einem Bruchteil derjenigen zugute, die ihn nötig hätten: Den Sozialpass und somit eine vergünstigte Monatskarte erhalten nur jene SozialhilfebezieherInnen, die eine Dauerleistung erhalten. Von

insgesamt 80.000 Menschen, die im Jahre 2005 Sozialhilfe bezogen haben, sind das ganze 5 Prozent.

Um das öffentliche Bewusstsein sensibel für diesen Fall von krassem Unrecht zu machen, braucht es noch viele Ideen der Argumentation und der Aktion. Die Heroes der »Tage der freien Fahrt«, die Wiener StraßenzeitungskolporteurInnen und ihre UnterstützerInnen, waren die ersten, die den Versuch einer zwar provokanten, dabei aber immer mit »Wiener Schmä« operierenden Methode von Vermittlung der Interessen starteten. Sie haben Mittel entdeckt, den Anliegen der Schwächsten Gehör bei jenen zu verschaffen, die sich auf z.T. illusorische Weise noch sozial abgesichert fühlen. *Robert Sommer*

Im »Häferl« steht die Vision der gefängnisfreien Gesellschaft zur Debatte

VERSÖHNUNG STATT STRAFE

Die Gefängnisse sind voll. Der Diskurs über die Möglichkeit einer gefängnislosen Gesellschaft scheint vom Zeitgeist erstickt zu sein. Und der Augustin scheint mit einer verstockten Beharrlichkeit gegen den Strom zu schwimmen, wenn er den Sinn des staatlichen Strafsystems grundsätzlich in Frage stellt und Alternativen dazu in die (fehlende!) Debatte wirft, die weit über die bloß reformerische Forderung nach mehr Menschlichkeit im Strafvollzug hinausgehen. Umso erfreulicher, wenn auch anderswo über die »Utopie« der Zukunft ohne Gefängnisse palavert wird.

Was tut der Rechtsstaat mit Delinquenten und verhaltensschwierigen Mitbürgern? Er sperrt sie weg. Viel zu oft und unter Bedingungen, die er selbst nicht mehr menschenwürdig gestalten kann. Dass es nicht nur anders gehen müsste, sondern auch anders geht, werden beim kommenden Jour fixe des »Häferl«, eines

Kommunikationszentrums für FreigängerInnen und Haftentlassene im 6. Bezirk, drei Experten darlegen, die schon ein Berufsleben lang Erfahrung mit therapeutischem und problemlösendem Umgang mit Delinquenz sammeln: Univ.-Doz. Dr. Arno Pilgram, Dr. Eduard Watzke und Dr. Christian Lehner.

Pilgram ist federführender Rechtswissenschaftler der Kriminalpolitischen Initiative und ein unermüdlicher Rechtspublizist, der seit Jahrzehnten an Hand akribischer Gesamterhebungen und deren sorgfältiger Analyse nachweist, welche Veränderungen im Strafrecht dringend notwendig wären, und der sensibel auslotet, was davon sofort auch praktisch umgesetzt werden könnte. Watzke ist Therapeut, Mediator und Kenner von Kulturen, deren Gefüge versöhnend statt strafend funktioniert (besondere Betonung auf dem letzten Verbl!). Lehner ist österreichischer Amtsarzt, der etliche Jahre

in einer Kultur tätig war, die weder Gefängnisse noch psychiatrische Anstalten kennt. Er ist Verfasser des Buches »Die Heiler von Samoa«. Seine berufliche Pflicht schließt auch die Anordnung und Begleitung von Zwangseinweisungen ein. Es braucht nicht betont zu werden,

I N F O
Einladung zum Häferl-Jour-fixe
Gefängnisfreie Gesellschaft
Freitag, 11. Mai 2007, 19 Uhr
Häferl
Hornbostelgasse 6
1060 Wien

welche Ausnahmepersönlichkeit es erfordert, eine solche Aufgabe mit dem Wissen und der ärztlichen Kunst zweier völlig verschiedener Kulturen zu erfüllen. ■



Kritische Kriminalsoziologie: Dr. Arno Pilgram

FOTO: MARIO LANG



eingSCHENKt

Armutsfalle Öffis

Es ist höchste Zeit für eine soziale Tarifgestaltung der öffentlichen Verkehrsmittel in Wien. Die Öffis stellen für viele eine richtige Armutsfalle dar. Auch Menschen mit wenig Geld müssen zum Arzt, aufs Amt oder Kinder von der Schule abholen. Die meisten Armutsbetroffenen in Wien müssen in Bus und Bim voll zahlen, mit einem Einkommen, das nicht einmal für die notwendigsten Ausgaben bei Wohnen, Heizen, Ernährung, Kindersachen reicht.

Und jetzt werden eben arme Leute, die sich keinen Fahrschein leisten können, mit einer Geldstrafe belegt. Die können sie nicht zahlen, weil sie ja schon den Fahrschein nicht zahlen konnten. Die Geldstrafe entwickelt dann ein Eigenleben, weil sie sich – wie durch Zellteilung – ständig verdoppelt, bis aus zwei Euro zweitausend Euro und mehr geworden sind.

Und seit es aus dem Rathaus Zeichen gibt, dass diese Armutsfalle angegangen werden könnte, wird unter Fahrgästen heftig diskutiert. Ist das okay? Wie wird das werden? In der Debatte haben sich einige Trugbilder verfestigt:

1. Ein großer Teil der Betroffenen ist nur einige Monate unter der Armutsgrenze. Soziale Tarife können eine schnelle und befristete Hilfe sein. Leistbare Öffis sind ein wichtiger Faktor, um schneller aus der Armut wieder heraus zu kommen, anstatt sie durch Inkasso-Büros sinnlos zu verfestigen.

2. Der »stinkende Sandler mit Rauschbart und Doppler« entspricht einem verschwindend kleinen Teil der Obdachlosen. Und die fahren jetzt schon mit der U-Bahn. Die meisten Wohnungslosen schauen aus wie du und ich – und sind in der Bim von Aussehen oder Gewand nicht von anderen zu un-

terscheiden. Diese Gruppe ist es auch, die zunimmt: Leute ohne Wohnung, die einmal dort und einmal da übernachten – aber nicht auf der Straße leben.

Freifahrt für Menschen unter der Armutsgrenze kann man wohl nur unterstützen, wenn man sich zumindest einer der drei Solidaritätsformen zugetan fühlt. Die erste wäre, dass sich Betroffene untereinander organisieren. Die zweite beginnt mit dem Gedanken: »Mir geht es gut, dafür bin ich eigentlich dankbar, und ich möchte, dass es anderen auch gut geht.« Die dritte wäre: »Wer weiß, ich kann davon auch einmal betroffen sein, dann bin ich froh, wenn ich mit den Öffis fahren kann.« Wenn man keiner dieser drei Solidaritätsfiguren etwas abgewinnen kann, dann wird es schwer, ein Band zu knüpfen, das »Schwache« und »Starke« verbindet. Dann bleibt

bloß eine Welt, in der »Fleißige und Tüchtige« (immer man selber) und »Faule und Versager« (immer die anderen) ihre Geschäfte treiben. The winner takes it all.

Bei einer sozialen Tarifgestaltung könnte man sich an den Kriterien des Heizkostenzuschusses orientieren. Das würde Armutsbetroffenen helfen. Denn die zurzeit einzige Ermäßigung über den »Sozialpass« erfasst nicht einmal ein Achtel der Sozialhilfebezieher. Und nicht nur SozialhilfebezieherInnen leben unter der Armutsgrenze, wenn man an Familien im Niedriglohnssektor und an die neuen Working Poor denkt. In Linz beispielsweise steht sozial Schwächeren ein Aktivpass zur Verfügung, mit dem sie verbilligt öffentlich fahren können. In Paris und Berlin gibt es zumindest Ermäßigungen für NiedrigeinkommensbezieherInnen

Jedenfalls gibt es keinen Grund, warum Menschen von notwendiger Mobilität ausgeschlossen werden sollen, nur weil ihnen die finanziellen Mittel dazu fehlen.

Martin Schenk

Arbeitswelt im Dokumentarfilm und bei der Gewerkschaftslinken

IM NORMALFALL GEGEN DEN NEOLIBERALISMUS

Die »Normale«, das wirtschafts- und gesellschaftspolitische Dokumentarfilmfest, fokussiert heuer die Themen Arbeitswelt und Ressourcenpolitik und bietet wie gewohnt für Schulklassen medienpädagogische Nachbereitungen an. Die Initiatorin Barbara Waschmann möchte mit diesem Festival »Themen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit rücken, die aufgrund von Profitinteressen verschwiegen werden«, was sie auch etwas salopper mit »Wir sollen nicht länger als blöd verkauft werden« formuliert. Der Eröffnungsfilm »A Day's Work, A Day's Pay« zeigt drei New Yorker,

die im »Work Experience Programme« Arbeiten der öffentlichen Hand weit unterhalb des normalen Lohns annehmen müssen. Der Zugang zu Weiterbildung bleibt ihnen verwehrt. Sie entscheiden sich zur aktiven Gegenwehr gegen Bevormundung und Entwertung des eigenen Lebens.

Die »Normale« richtet sich nicht nur an SchülerInnen. Auch ranghohe ÖGB-Mitglieder könnten, auch wenn keine gewerkschaftspädagogische Nachbereitung angeboten wird, vom Programm ideologisch profitieren. Zumindest setzt die Basis der »Gewerkschaftslinken« mit

ihrer bundesweiten Konferenz ein Zeichen, sich mit den neoliberalen Interessen und der rot-schwarzen Politik nicht arrangieren zu wollen. Das einleitende Referat zur Plenardiskussion hält Bernd Rixinger, einer der Streikführer bei den Auseinandersetzungen im Dienstleistungssektor in Deutschland im letzten Jahr. Darüber hinaus waren bei Redaktionsschluss drei Arbeitsgruppen zu folgenden Themen geplant: Arbeitszeit; Armut im Kontext von Arbeitslosigkeit, Prekarisierung und Sozialpolitik und schließlich noch: »Wie sich wehren?«.

reisch

I N F O

»Normale«
21.–25. Mai
Eintritt: € 3,50 pro SchülerIn und
€ 4,50 Normalpreis
wienXtra-cinemagic
Friedrichstraße 4
1010 Wien
www.normale.at

12. Bundesweite Konferenz der
Gewerkschaftslinken
Überfraktionelle Initiative für einen
kämpferischen und demokratischen
ÖGB

Sa., 19. Mai, 10–16 Uhr
Saal der AK Wien
Theresianumgasse 16–18
1040 Wien

Kontakte über Eva Groyer (0 664
921 40 46) und Hermann Dworcak
(0 676 972 31 10)



Film ab!
24. Mai 2007, 14 Uhr
www.filmab.org

filmcasting.at sucht 5000 StatistInnen!

Der Innenhof der Filmakademie Wien (3. Bezirk) wird für 2 Stunden mit 5000 StatistInnen gefüllt. Einfach anmelden, anwesend sein und dafür 15.- Euro kassieren*.

Wer: Personen ab 14 Jahren, Kinder mit Begleitung

Wann: Do, 24. Mai 2007, 13 - 16 Uhr**

Kostenlose und unverbindliche Anmeldung & Info: www.filmcasting.at/filmab

T: +43 1 956 956 0 / F: +43 1 956 956 09 / E: filmab@filmcasting.at

* Die Gage von 15.- Euro kann nur an rechtzeitig und korrekt angemeldete und beim Projekt anwesende Personen ausbezahlt werden.

** die genaue Uhrzeit wird nach der Anmeldung bekannt gegeben.

„Film ab!“ von Nicole Six und Paul Petritsch ist ein Projekt der BIG Art Kunst & Bau-Reihe.

Ein Interview mit Sozialminister Erwin Buchinger

Wie ein halber Bus – aber brutto!

Der Stellenwert dieses Interviews wurde uns bereits vor Beginn des Gesprächs klar gemacht: Nach zwanzig Minuten vertrösteter Wartezeit wurden wir freundlich empfangen und ins allgemeine Händeschütteln mit der sich verabschiedenden Vizebürgermeisterin Brauner einbezogen. »Sie müssen schon entschuldigen«, meint Buchinger dann zu uns, »aber jede Minute mit der Frau Vizebürgermeisterin ist 10.000 Euro Wert.« Wir wussten das zu schätzen und entschieden uns für eine höflich verbale Demutsgeste.

Stellen Sie sich vor, es ist 4 Uhr morgens in Mürzzuschlag. Sie steigen in einen Bus, der nur mit Frauen besetzt ist, die zu ihrer Arbeit bei Billa und Merkur in Wien fahren. Wie erklären Sie ihnen, warum sie als Frauen weniger verdienen, seltener Aufstiegschancen kriegen und warum Sie als Sozialminister so viel verdienen wie der halbe Autobus? Na ich glaube, da liegen Sie mit ihrer Einschätzung, dass ich so viel verdiene wie der halbe Autobus, komplett falsch.

Sie verdienen 15.300 Euro.

15.800 Euro brutto, aber sie dürfen brutto mit netto nicht verwechseln. Ich würd' auch gar nicht viel erklären

Billa-MitarbeiterInnen an der Kasse verdienen 1000 bis 1100 Euro brutto.

Ich weiß jetzt nicht, was exakt eine Billa-Verkäuferin verdient.

Einigen wir uns darauf, dass es ein Vielfaches ist.

Nein. Entscheidend ist ja, was netto rauskommt. Brutto interessiert weder die Dame bei Billa noch mich. So viel wie der halbe Bus verdient ein Minister nicht, das schätzen Sie falsch ein, aber er verdient genau.

Ich würde ihnen sagen, wenn ich gefragt würde, dass die Lohnbedingungen und Entgeltbedingungen in Österreich nicht von der Politik gemacht werden, sondern von den Gewerkschaften. Dass hier, soweit es politische Einflussmöglichkeiten gibt, die sind relativ bescheiden, die auch in den letzten Jahren aufgrund der ganzen Rahmenbedingungen abgenommen haben, und in Bezug auf Arbeitszeitgestaltung, dass hier jedenfalls die SPÖ die Interessen der Billa-Beschäftigten in höherem Ausmaß vertritt als andere politische Gruppierungen.

2006 ist der Gewinn des Wäschereizers Wolford um 50 % gestiegen, der Wert der Aktien um 150 %, die Löhne der Beschäftigten – meist Frauen – um 3 %. Wie finden Sie das? Welche politischen Entscheidungen würden Sie gerne daran knüpfen?

Mich ärgert das auch. In Bezug auf die Löhne hat die neue Bundesregierung erstmals in einem Regierungsprogramm drinnen, dass ein Mindestlohn eingeführt werden soll, um zumindest eine Grenze nach unten hin festzusetzen. Die Kursentwicklung bei einer AG ist von der Politik nicht beeinflussbar, beeinflussbar ist aber, was mit den Erträgen aus den Kursgewinnen passiert, und da wäre ich, im Sinne von Steuergerechtigkeit für eine viel stärkere Abschöpfung. Ich bin auch wiederholt für eine Vermögenssteuer eingetreten, da hab' ich verteilungspolitisch keine Scheu, ist halt in der derzeitigen Koalition mit der ÖVP politisch nicht durchsetzbar.

In letzter Zeit hat die Gruppe um den Rechtsanwalt Rudolf Fries große Geschäfte gemacht. Seine Gruppe erhält für die 21 Prozent an Böhler exakt 737 Millionen Euro überwiesen. Eingestiegen ist die Fries-Gruppe im Jahr 2001 für gut 100 Millionen. Sie hat ihren Einsatz innerhalb von sechs Jahren demnach versiebenfacht. Wer bezahlt eigentlich den Gewinn?

Weiß ich nicht.

Was haben Sie für Vorstellungen? Irgendwer hat um 700 Millionen

Euro mehr, wer hat sie weniger? Sind das die ArbeiterInnen, denen die Löhne vorenthalten werden? Ist es der Staat, der Teile der VÖEST zu billig verkauft hat?

Wer bereit ist, diesen Preis für die Aktie zu zahlen – das geht nicht auf Kosten von irgendwem, außer für den, der diesen Aktienpreis bezahlt. Ob er den zu Recht oder zu Unrecht so hoch bezahlt hat, wird die weitere Kursentwicklung zeigen.

Angenommen auf Aktiengewinne wird eine 20-prozentige Besteuerung eingehoben, dann hätte Fries immer noch den 6-fachen Gewinn, und mit dem Rest könnte man alle Studiengebühren erlassen. Wären Sie für so eine Lösung? Warum fordern Sie nicht eine massive Spekulationssteuer?

25 % ist das Minimum. Das ist das Minimum mit dem Gewinne als Flat-Tax besteuert werden sollten. Fairer wäre es, den ganz normalen Grenzsteuersatz heranzuziehen. Wenn sie als Arbeitnehmer eine Überstunde leisten und gut verdienen, müssen sie bis zu 50 % Lohnsteuer zahlen.

Halten Sie es angesichts solcher Verhältnisse für angebracht, über Bettelverbote in Wien und Graz zu reden?

Ich halte das für einen Ausfluss dessen, dass man die Armut, für die man zum Teil auch mitverantwortlich ist, einfach nicht sehen will. Nur deshalb ist sie nicht weg. Viel vernünftiger wäre es, diese Armut an der Wurzel zu bekämpfen. Das ist auch etwas, das im Regierungsprogramm gelungen ist, gegen die ÖVP durchzusetzen, ein Armutsbekämpfungskapitel, wie es noch nie in einem Regierungsprogramm war, mit einer bedarfsorientierten Mindestsicherung als einem möglichen Instrument.

Also sie treten gegen das Bettelverbot auf, wo auch immer es diskutiert wird?

Ich trete nicht gegen jedes Bettelverbot auf. So wie es das in Graz gibt, halte ich das für eine Verdrängung, die nicht angebracht ist, nämlich in einem doppelten Sinne von

Verdrängung: einerseits psychologisch, aber auch wörtlich. Dann sind sie halt nicht in Graz, dann sind sie in Kapfenberg.

Der Augustin fordert seit Jahren Freifahrt für Obdachlose. Warum, glauben Sie, lässt sich das in Wien nicht durchsetzen, obwohl es nicht einen Cent kosten würde? Wären Sie dafür?

Ich habe mich mit dieser Frage nicht konkret beschäftigt. Man wird viele Gruppen finden, die man für eine Freifahrt vorschlagen kann. Es gibt auch Vertreter einer generellen Freifahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Ich würde eher eine Lösung bevorzugen, die die Menschen in die Lage versetzt, ein entsprechendes Einkommen zu erzielen, um die Fahrpreiskosten auch zu tragen.

(Anm. de. Red.: Das Gespräch fand vor dem SP-Landesparteitag statt, an dem Freifahrt für Obdachlose von einer Delegiertenmehrheit beschlossen wurde).

VertreterInnen des AMS beklagen, dass Personen, denen aufgrund von Fehlleistungen die Notstandsunterstützung gestrichen wird, die Differenz vom Sozialamt bezahlt kriegen, die Sperre folglich nicht wirklich »greift«. Ist dies auch ein Grund ihres Versuchs der Einführung einer Grundsicherung?

Nein, dass die Arbeitslosenversicherung jemand, der nicht arbeitswillig ist, im Einzelfall für eine gewisse Zeit vom Bezug ausschließt, das ist in Ordnung. Ich halte das auch für richtig. Ich halte das nicht für richtig in der Sozialhilfe, damit auch die Kritik für unberechtigt. Die Sozialhilfe muss dafür sorgen, dass auch jemand, der nicht arbeitswillig ist, ein Minimum an Existenzsicherung hat. In einem zivilisierten sozialen Land kann man auch Arbeitsunwillige nicht verhungern lassen.

In einem Trend-Interview vom Februar betonen Sie: »Wer für eine Leistung der Gesellschaft nicht bereit ist, auch seine persönliche Gegenleistung zu geben, der muss damit rechnen, dass die Gesellschaft ihre Leistungen zu-



ILLU: BERND HABERKAMP

rücknimmt.«

Wenn jemand die Regeln bricht, soll sie/er tatsächlich keine Arbeitslosenunterstützung kriegen?

So ist es. Soll auch in der Mindestsicherung – wenn's nach mir ginge – nicht den Vollsatz kriegen, sondern einen reduzierten.

Wie hoch wäre der?

Ich habe noch keine Größenordnung. Ich glaube schon, dass jemand, der nicht arbeitswillig ist oder die Regeln nicht einhält, das auch spüren muss. Aber ein Existenzgrundminimum muss die Gesellschaft auch dem geben. Das könnten Sachleistungen sein oder ein reduzierter Satz.

Wobei sich die Frage aufdrängt, welche Abstriche von 726 Euro pro Monat noch möglich sind.

Sie sehen, dass die Sozialhilfe auch jetzt oftmals unter diesem Wert liegt.

Was nicht heißt, dass es ausreicht.

Offensichtlich reicht's schon aus. Es muss einen Anreiz geben, dass jemand, der arbeitsfähig ist, auch diese Arbeitsfähigkeit aktualisiert, wenn er eine Leistung von der Gesellschaft haben will. Wenn er's nicht will, kann's jeder halten, wie er will.

Warum muss das so sein?

Ich bekenne mich dazu, dass jene, die diese Leistung aufbringen – durch eigene Arbeit –, auch diesen

Anspruch stellen, dass sie auch von anderen verlangen, die von ihren Leistungen leben, dass sie auch bereit sind, zum Wohlstand der Gesellschaft durch Arbeit beizutragen.

Auch Sie betonen wiederholt, dass es sich bei Sozialleistungen um keine sozialen Hängematten handelt? Was ist eigentlich so verwerflich am Bild der Hängematte, das doch etwa für die Bewerbung von Urlaubsreisen sehr oft positiv eingesetzt wird?

Wenn die Hängematte durch mein eigenes Einkommen verdient wird, durch meine Arbeit, hab' ich gar nichts dagegen. Auch ich liege gerne in der Hängematte, im Urlaub. Aber wer sich die Hängematte aus den mühsam erarbeiteten Beiträgen von anderen bezahlen lässt, das ist ein Problem. Für die Billa-Arbeiterin, die diese Hängematte – bildlich gesprochen – strickt und knüpft. Die wird wenig Verständnis dafür haben, wenn wer anderer nur drinnen liegen möchte.

Was ist eigentlich so unangenehm an den Faulen (angesichts des Klimawandels!)?

Dass sie zur gesellschaftlichen Wertschöpfung nicht beitragen. Sie und ich, alle die wir leben, konsumieren wir Produkte und Dienstleistungen, die muss wer produzieren. Der Reichtum einer Gesellschaft drückt sich in Waren und Dienstleistungen

aus, die müssen produziert werden. Dies ist das Unangenehme an Faulheit, dass sie nichts beiträgt zur Produktion von Waren und Dienstleistungen.

Auch Sie selbst gestalten Ihr Leben nach einem strengen Arbeitsethos. Beim AMS Salzburg arbeiteten sie 40 Stunden die Woche, als Salzburger Landesrat schon 60 Stunden und jetzt 80.

50! Am AMS habe ich 50 Stunden in der Woche gearbeitet, als Landesrat um die 70 Stunden, vielleicht ein bisschen drunter und jetzt als Minister 75 bis 80.

Warum ist das notwendig? Wäre das nicht – rein rechnerisch – auf drei aufzuteilen? Der Verdienst wäre immer noch in Ordnung und es würden zwei neue Arbeitsplätze geschaffen.

Nu, da würd' ma schön schau, wenn man die Ministerriege verdreifacht. Ich glaube nicht, dass es politisch ein sehr gut argumentierbares Programm ist.

Wenn's nicht mehr kostet?

Ich glaub nicht, dass es populär wäre, wenn die Ministerriege dann 30 oder 35 Leute umfassen würde, und wie verhindern Sie dann, dass jeder erst recht wieder 60 bis 80 Stunden arbeitet?

Wäre es nicht vorstellbar, dass jemand keine Lust hat, zu arbeiten, und ihr/ihm dieser Verzicht vom Staat mit 800 Euro monatlich prämiert wird, vergleichbar etwa mit der Prämie für brachliegende Wiesen in der Landwirtschaft?

Ich halte nichts von Prämien für Brache.

Dem brachliegenden Land soll's gut tun, sagt man.

Ich halte nichts davon. Meine Erfahrung ist, dass man Arbeitswilligkeit und Arbeitsmotivation schon auch fördern kann, dass es nicht bei jedem verloren ist. Dass viele Menschen dann auch einsichtig werden, dass viele Menschen auch nicht frei-

willig arbeitsunwillig sind, sondern weil sie entmutigt sind. Wer ist wirklich arbeitsunwillig? Das Spektrum ist fließend. Bestimmte Formen der Arbeitsunwilligkeit sind auch gesellschaftlich akzeptiert, zum Beispiel arbeitsunwillig zu sein in Bezug auf eine unzumutbare Arbeit ist OK, aber generell zu sagen, ich möchte keine Arbeit annehmen, die Gesellschaft, die arbeitet soll mich finanzieren, da hab ich ein Problem damit – und noch wichtiger: Ich verstehe, dass viele hunderttausend Menschen damit ein Problem haben, dass das System das nicht verträgt.

Etwas Erfreuliches an der politischen Verfasstheit in Österreich, die Verdrängung der extremen Rechten aus der Regierungsfunktion, wurde von der SPÖ nicht als Erfolg dargestellt. Warum?

Ich sage das bei fast jeder meiner Ansprachen bei Konferenzen, dass die Kritiker der großen Koalition auch berücksichtigen sollten, was die Alternative gewesen wäre, nämlich dass die rechte Mehrheit im Parlament auch eine rechte Regierung gebildet hätte, mit einem Sozialminister Westenthaler und Innenminister Strache und mit Unterrichtsminister Stadler und Finanzminister Grasser und mit Bundeskanzler Schüssel weitergemacht hätte.

Ihre Amtsübergabe mit Ursula Haubner war äußerst freundlich, lächelnd, mit Sekt. Auffallend etwa im Unterschied zu Thomas Klestil bei der Angelobung von Schüssel 1. Gibt es keine wirksamen Berührungspunkte der SPÖ zur extremen Rechten?

Ich bin nicht der Bundespräsident. Ich hab von einer Vorgängerin ein Haus ordentlich übergeben bekommen und sehe keinen Grund, nicht auch freundlich und höflich selbst diese Übergabe zu organisieren. Die Frau Haubner ist als Person von mir auch nicht in einen negativen Zusammenhang zu stellen.

300.000 Deportationen von angeblich illegalen AusländerInnen war das Wahlprogramm der Ursula Haubner. Das kann man doch nicht einfach so wegstecken, indem man sagt, das Haus wurde ordentlich und besenrein übergeben.

Ich tue das aber.

Mit Erwin Buchinger sprachen Heide Hammer und Kurto Wendt

Arbeitslosenanwalt Herbert Pochieser zu Erwin Buchinger

Minister für (Selbst-)Inszenierung?

Die Redaktion hat es für sinnvoll gehalten, jemanden um einen Kommentar zum Interview mit dem Sozialminister zu bitten, der von einer »Selbstinszenierungssucht« Erwin Buchingers ausgeht und Interviews mit PolitikerInnen dieses Typs von vornherein problematisch hält, weil sie dem sich Inszenierenden gewollt oder ungewollt entgegenkämen. Die Wahl fiel auf Herbert Pochieser, der als einer der wenigen Rechtsanwältinnen, der Arbeitslose juristisch gegen das AMS vertritt, das Gewicht seiner Erfahrungen einbringen kann.

Über und zu Buchinger und dessen Ansichten kann man nichts oder auch viel schreiben. Besser wäre, nichts zu schreiben, da Buchinger mit seiner überheblichen Ahnungslosigkeit (wenn man es härter formuliert: überheblichen Ignoranz) für sich spricht. Da man in einer Zeitung nicht nichts schreiben kann, die nachstehenden Zeilen:

Auseinandersetzung mit Betroffenen heißt für Buchinger vorerst einmal zu betonen, wie wichtig er selbst ist und mit welchen wichtigen Personen er es zu tun hat und wie unwichtig andere sind. So beweist man soziale Kompetenz. Sich selbst auf die Schulter klopfen, das ist wichtig. Er nennt sich auch das

»soziale Gewissen der Nation«. Etikette, Selbstbeweihräucherung, das ist es, worauf es ankommt. Kindern versucht man Ethik und Moral beizubringen, indem man ihnen erklärt: »Eigenlob stinkt«. Politik und Regieren ist anders. Ethik und Moral?

Er kommt gerade von der für ihn so wichtigen Wiener Vizebürgermeisterin. Mit der Freifahrt für Obdachlose, die in Wien gerade wieder einmal diskutiert wird, hat sich der Sozialminister nicht konkret beschäftigt. Warum sollte er auch? Ist er Sozialminister? Er ist Buchinger. Dass sich sozial Bedürftige in einer Stadt auch fortbewegen können sollten, beschäftigt doch einen Sozialminister nicht wirklich. Worüber hat der Sozialminister denn mit der Wiener Vizebürgermeisterin gesprochen? Ach ja: »Jede Minute mit der Wiener Vizebürgermeisterin ist 10.000 Euro wert.«

Rückblende: APA-OTS-Aussendung vom 9. Februar 2007, 9.01 Uhr (Anmerkung: Inszenierung), »Sozialminister Buchinger will Europäisches Sozialmodell weiter voranbringen. (...) Sozialminister Erwin Buchinger stellt im Rahmen einer derzeit stattfindenden EU-Konferenz zum Sozialmodell Europa in Nürnberg die österreichischen Überlegungen zur bedarfsorientierten Mindestsicherung und zur Mindestpension seinen europäischen AmtskollegInnen vor.«

Nur: Warum weiß in Österreich zu jener Zeit und bis heute noch niemand etwas über die konkreten österreichischen Überlegungen zur bedarfsorientierten Mindestsicherung?

Als Soziallandesrat hat Buchinger seit 2003 einen Entwurf zu einer Art Grundsicherungsgesetz, den es

seit 2003 gibt, nicht weitergebracht.

Der Sozialminister belehrt den Augustin, entscheidend sei, was netto herauskommt, was die Menschen in die Geldbörse bekommen. Bei seinen angeblichen Überlegungen zur bedarfsorientierten Mindestsicherung weiß der Sozialminister jedoch nicht, was die Menschen in die Geldbörse bekommen sollen, im Rahmen einer Mindestsicherung, d. h. für eine Überlebenssicherung. Es ist von 726,00 Euro die Rede. Auf die Fragen, was in diesen 796,00 Euro enthalten sein soll, ob damit auch die Kosten der Wohnung abgedeckt sein sollen, ob darin auch Mietbeihilfe, wie sie in den Sozialhilfegesetzen der Bundesländer jetzt schon vorhanden ist, enthalten ist, erfährt man bis zum heutigen Tage nichts.

AMS mit »aufsuchender Vermittlung« im Bereich der Rechtswidrigkeit

Blende: Internet, Web-Log Buchinger: »Sozialminister Buchinger mit neuem Look. (...) Erwin Buchinger vor seinem Friseurbesuch. (...) Buchinger scheint zufrieden zu sein.«

Blende: Dieser Tage erfährt man, was Minister Buchinger schon weitergebracht hat: Im Ministerrat ist er nicht mehr der Einzige, der keine Krawatte trägt.

Blende: Eines Tages höre ich ORF-Mittagsjournal und und traue meinen Ohren kaum. Buchinger preist (offenbar über Empfehlung seines AMS-Bruders, der es zum Leiter des AMS gebracht hat) die aufsuchende Vermittlung von Arbeitslosen als großartige Idee an. Arbeitslose wissen ein Lied davon zu

singen: Um 19:45 Uhr abends ruft ein vom AMS beschäftigter Vermittler an und erklärt: »Morgen um 9 Uhr gehen wir uns zur Firma X. vorstellen.«

Der Verwaltungsgerichtshof hat die so genannte aufsuchende Vermittlung längst für rechtswidrig erkannt, da sie in das Menschenrecht auf Privat- und Familienleben eingreift. Rechtswidrige Vorgangsweisen gegenüber Arbeitslosen als Ideen des Sozialministers. Auch das meine ich mit Ignoranz.

Für eine Regierung gilt 100 Tage Schonzeit. Dies bedeutet offenbar, dass man in dieser Zeit nicht allzu viel leisten braucht, wenn überhaupt etwas geleistet werden soll. Im Arbeitsleben gibt es 1 Probemonat. Im Arbeitsleben muss man von der ersten Stunde an die Leistung erbringen, sich bewähren. Politik und Regieren ist anders.

Das Problem der Politik und der Regierenden ist, dass sie Maßstäbe für andere setzen wollen, die jedoch für sie ohne Bedeutung sind. Im zitierten Trend-Interview meint der Minister: »Wer für eine Leistung der Gesellschaft nicht bereit ist, auch seine persönliche Gegenleistung zu geben, der muss damit rechnen, dass die Gesellschaft ihre Leistungen zurücknimmt.« Wie der Augustin richtig aufzeigt, erhält der Sozialminister doch eine beträchtliche Leistung von der Gesellschaft, sein Ministergehalt und andere Annehmlichkeiten. Wo ist Ihre Gegenleistung, Herr Minister?

Kann die Gesellschaft Ministern für mangelnde Gegenleistung ihr Gehalt streichen?

Würde Buchinger das Probemonat in der Privatwirtschaft überleben?

Jeder 2. Mittwoch ist Augustin-Tag

Augustin Nr. 203 ist ab 23. Mai auf den Straßen Wiens erhältlich

MEHMET EMIRS BRIEFE AN DEN VATER

Lieber Leberkaas als Henderl

Hallo Vater,

Wie geht es dir? Inshallah geht es dir, meiner Mutter und meinen Geschwistern gut. Wenn du nach meinem Befinden fragst, gesundheitlich geht es mir gut. Auf der Welt passieren sehr viele Sachen. Mehr ungute Sachen als gute!! Ich lese immer die türkischen Zeitungen. Bei euch ist auch nicht unbedingt viel von einem guten politischen und sozialen Klima zu spüren. Es ist Frühling, und die türkischen Soldaten kommen zu euch auf die Alm. Die lassen euch nicht auf die Berge, um frische Luft einzusatmen, die Schönheiten der Natur zu erleben. Selber wollen sie das erleben. Aber wenn es so weiter mit der jetzigen Regierung geht, werden sie vielleicht eure Berge wieder euch überlassen. Weil sie mit ihren Städten und Regierungen mehr zu tun haben werden.

Das Wetter ist hier in Österreich sehr warm. Man hat das Gefühl, als würde man auf einer türkischen oder griechischen Insel leben. Vom Winter sind wir gleich in den Sommer hineingerutscht. Mir macht das nichts aus. Von mir aus soll das ganze Jahr so sein. Natürlich ist das für die Landwirtschaft nicht gut. Ich bin gespannt, was ich demnächst von den Bauern hören werde. Sicherlich wettermäßig nicht sehr Gutes. Entweder hat es zu viel Regen gegeben

oder es hat nicht genug Regen gegeben. Oder es war zu heiß oder zu kalt.

Ich habe eine neue Arbeit. Vielleicht werde ich deinen Wunsch mit meiner jetzigen Arbeit erfüllen. Viel werde ich arbeiten, damit ich – wie du mir immer einge-redet hast – mein Geld sparen und am Naschmarkt ein Geschäft kaufen kann. Aber Vater, die Preise für Immobilien sind sehr in die Höhe geklettert. Wenn wir uns früher am Naschmarkt getroffen haben, hast du mir immer zeigen wollen, wie viel Geld die Leute dort machen können. Dort hast du auch immer für dich und mich ein Henderl gekauft, als ob es nicht ausgereicht hätte, dass wir uns selbst fast jeden Tag eines gekocht haben, als wir bei der Firma noch gemeinsam arbeiteten. Ich muss dir schon sagen, es hat mir nicht sehr gut geschmeckt, wie du das Henderl zubereitet hast. Jetzt kann ich dich besser verstehen, warum du jeden Tag das Gleiche gekocht hast. Ich hasse bis heute diese Viecher. Ich kaufe mir kein Huhn. Lieber kaufe ich mir Leberkaas als ein Henderl. Du hast Henderl manchmal sogar paarweise gekauft, weil sie dann billiger waren. Ich weiß, du isst in der Türkei auch sehr gern Henderl. Damals wollte ich genauso wie die österreichischen Arbeitskollegen mittags ins Wirtshaus gehen und mir ein Menü bestellen. Aber

nein, du wolltest, dass ich genau so sparsam bin wie du.

Aber leider, so bin ich nicht geworden. Wenn ich Geld habe, gehe ich aus. Wenn ich kein Geld habe, bleibe ich zu Hause. So-schaumaus. Aber du darfst nicht böse sein! Ich bin dein einziger Sohn, der sich seit seinem 16. Lebensjahr selbst ernährt. Ich habe nie von dir Geld oder finanzielle Unterstützung bekommen. Das ist total in Ordnung. Noch etwas muss ich dir erzählen. Kannst du dich erinnern? 1981, als ich vom Arbeitsamt meine Arbeitsbewilligung bekam, mussten wir auch zu einer Gesundenuntersuchung in der Nähe der Rossauer Lände gehen. Damals mussten das alle so genannten Gastarbeiter über sich ergehen lassen. Ihr musstet jedes Jahr diese Gesundenuntersuchung durchmachen, obwohl ihr immer bei der gleichen Firma gearbeitet habt. Mir hast du es verschwiegen, dass man einem auch dort Blut abnimmt. Ich hatte Angst vor der

Blutabnahme. Das wusstest du nicht. Deinen eigenen Sohn kannst du nicht. Schillingscheine hast du wahrscheinlich im Kopf gehabt. Noch einer aus der Familie, der hart wie du arbeiten muss. Meine Fähigkeiten hast du überhaupt nicht gesehen. Ich war doch erst 16 Jahre alt. Wie hast du dich damals gefreut: Der Sohn arbeitet bei der gleichen Firma! Du hast uns Fotos vom Schloss Belvedere geschickt und nicht von deiner Wohnbaracke. Wenn du mir während der Fahrt von Elazig über Istanbul, in diesen 60 Stunden, gesagt hättest, wie du wirklich als Gastarbeiter in Wien lebst, hätte ich mich vielleicht gewehrt, in einem Land zu landen, dessen Sprache und Kultur ich nicht kenne. Ich hätte mir schon so eine Wohnung gewünscht, vor denen du immer posiert hast, für schönfärberische Fotos. Zumindest eine von den vielen.

Ich werde euch bald besuchen.
Dein Sohn Memo



Vater



Sohn

Fotos: M. Emir

GEHT'S MICH WAS AN?

MEHRWERT DIVERSITY – Gleichbehandlung im Bereich der sozialen Grundversorgung

O bwohl das neue Gleichbehandlungsgesetz Diskriminierung beim Zugang zu Gütern und Dienstleistungen verbietet, beweist der Fall der Sperrung von Konten kubanischer Staatsangehöriger durch die BA-WAG einmal mehr, dass das Unrechtsbewusstsein betreffend Diskriminierung in diesem Bereich in Österreich kaum vorhanden ist.

Denn trotz klarer Rechtslage kommt es immer wieder zu Diskriminierungen und rassistischen Übergriffen: Menschen wird immer noch auf Grund ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder ihrer Herkunft der Zugang zu Gütern

und Dienstleistungen verwehrt – sie bekommen keine adäquate Wohnung, ihnen wird der Zutritt zu Lokalen und Geschäften verweigert, sie werden auf Behörden und Ämtern diskriminiert ...

Um dem entgegenzuwirken, laden ZARA und das Ludwig Boltzmann Institut für Menschenrechte im Rahmen des Projektes »Mehrwert Gleichbehandlung & Diversity« im Mai und im Juni in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck zu Tagungen unter dem Titel: »MEHRWERT DIVERSITY – Gleichbehandlung im Bereich der sozialen Grundversorgung« ein.

Ziel der Tagungen ist es, die

Themen Gleichbehandlung, Chancengleichheit und Diversity bei der sozialen Grundversorgung und beim Zugang zu Gütern und Dienstleistungen praxisnah und lösungsorientiert zu diskutieren.

Die Veranstaltungen bieten einen Überblick über das neue Gleichbehandlungsgesetz, klären die Relevanz im eigenen Berufsalltag und stärken persönliche Handlungskompetenzen im Bereich Gleichbehandlung, Chancengleichheit und Diversity.

ZARA und das BIM wollen mit dem Projekt dazu beitragen, dass Gleichbehandlung endlich als Mehrwert für die Gesellschaft

verstanden wird. »Denn das Recht auf Nicht-Diskriminierung ist nicht nur das Recht Einzelner; von Gleichbehandlung profitieren alle Beteiligten. Wer dies nicht wahrnimmt, lässt viele Chancen und Möglichkeiten ungenutzt«, so Dr.in Marta Hodasz, Mitarbeiterin des Ludwig Boltzmann Instituts für Menschenrechte.

Caroline Manahl/ZARA

Weitere Informationen zu Tagungsinhalten und Anmeldung finden Sie unter: www.univie.ac.at/bim/gleichbehandlung



Fremde Mutter – Tagebuch einer pflegenden Annäherung (8)

Rund um die Uhr

Meiner demenzkranken 92-jährigen Mutter geht es zunehmend schlechter. Sie wohnt mit mir und meinem Mann in unserer Wohnung in Wien, nachdem sie von Berlin nach Wien übersiedelt worden ist, weil die Verwandten die Betreuung nicht mehr leisten wollten. Wir betreuen sie rund um die Uhr, wie das etwa 80 Prozent der Angehörigen von Pflegefällen, insbesondere die Frauen, tun – ein gesellschaftspolitisches Problem. Jeden Tag die bange Frage: Zeit, zu gehen?

November 2004

Heute habe ich mit Mutti herumgealbert, Fangspiele mit den Fingern, und plötzlich hat sie einen unglaublichen Redefluss entwickelt, ein Kauderwelsch, aber sie sah ganz glücklich aus und hat meine Hand gestreichelt.

Im Sommer war Mutter zweimal wöchentlich in der Tagesbetreuung im Altersheim Horn. Das war nicht optimal, sie wollte immerfort weg dort, wie ein gefangenes Tier ist sie hin- und hergewandert, sie haben dort keine wirkliche Demenzgruppe, sondern senile Alte nicken in ihren Rollstühlen vor sich hin. Dagegen ist die Tagesbetreuung der Caritas in Wien, in welche Mutter schon seit einiger Zeit geht, wirklich hilfreich. Sie holen morgens Mutter ab und bringen sie am Nachmittag wieder. Mutter geht gerne in ihren »Kindergarten«, wie wir sagen. Diese Erleichterung habe ich meiner Tochter Anja zu verdanken, die kurzerhand ein Gespräch mit dem Leiter arrangiert hat.

Provokante Therapie

Julius nennt es »provokative Therapie«. Nachmittags ist Mutter immer ungehalten, unwirsch, rennt wie eine Diesellok in der Wohnung hin und her. Dann nimmt Julius ihren



ILLUSTRATIONEN: JULIUS MENDEL

Stock und kitzelt sie am Hals – »Na du alte Schabracke, was ist los« –, und sie wird fuchsteufelswild. »Lass das«, sagt sie, »geh weg«, »hau ab«, und dann fallen ihr alle möglichen erfundenen Schimpfworte ein; »du Arschloch« kommt plötzlich klar formuliert. Sie fletscht die Zähne: »Ich hau dir eine runter!« »Komm du mir mal nach Hause!« Und Julius stichelt sie, setzt die Brille ab. »Na, hau doch hin, traust dich nicht!« Und sie: »Du wirst dich wundern.« So geht das eine ganze Weile zwischen den beiden, sie schwingt den Stock. »Pass ja auf«, sagt sie, dann lässt sie ihren Krückstock los und sagt: »Schieb ihn dir doch in den Arsch!« Und er heult: »Au, au, au, du tust mir weh.« Und

dann plötzlich fängt sie herzlich an zu lachen, so als ob sich irgendwas innerlich löst, und sie fängt an zu flirten mit ihm: »Ja, mein Kleiner« usw. Und dann redet sie auch ziemlich klar.

Gestern hat Mutti das Klo vollgekackt. Sie schafft es zunehmend weniger, sich selbst abzuwaschen. Heute Nacht hat sie um halb drei mit nassem Nachthemd und vollgepinkelter Unterhose im Vorzimmer auf dem Sessel gesessen. Das passiert jetzt immer öfter, dass sie nachts mit nassen Sachen dort rumsitzt wie ein Flüchtlingskind und ich sie umziehen und alles aufwischen muss. Wir schauen mehrmals nachts, ob sie im Bett ist, mal Julius, mal ich, manchmal jeder drei- bis

viermal. Sie kann nichts dafür, ihr ist das peinlich und sie schämt sich. Ich nehme sie in die Arme und tröste sie, und sie ist jedes Mal so dankbar, wenn sie trocken wieder im warmen Bett liegt.

Wir schauen oftmals, ob sie noch lebt. Ob sie noch atmet. Wenn sie so mit offenem Mund daliegt, überkommt mich ein Schauer.

Mutter geistert

Mutter geistert, der helle Mond nachts und das windige Wetter tags machen ihr zu schaffen. Ihr ist schlecht, sie zittert, und jedes Mal denke ich, ob es wohl dem Ende zugeht. Sie hat dann immer einen ganz verlorenen Blick, sitzt auf dem Stuhl und zuckt die Achseln, wenn ich sie frage, wo sie denn hinwollte. »Nach Hause«, sagt sie und ich weiß nicht, ob das eine Metapher fürs Sterben ist. Sie ist sehr tapfer, aber dennoch geht es mir manchmal ziemlich auf die Nerven, wenn sie so unwirsch ist: »Ich sitze hier nur rum, irgendwer hat mich hier abgesetzt, ich weiß nicht, was ich machen soll« usw., obwohl ich mich den ganzen Tag um sie kümmerge. Sie kann nichts dafür, sie tut mir Leid, und sie hängt sich sehr an mich.

Nichts als Ärger mit der Bürokratie, die Krankenkasse zahlt noch immer nicht die Zahnarztrechnung vom Juni, die liegt nun wieder beim Zahnarzt zur Neuausstellung. Telefonat mit dem Payroll Düsseldorf, Mutters Versorgungsbezüge der Telekom, die haben für November noch nichts überwiesen. Das wird händisch von Bonn aus gemacht, sagte mir der nette Herr, er wird sich drum kümmern. Wenn ich mich nicht drum kümmerge – einer alten Frau fällt vielleicht gar nicht auf, dass ihre Rente noch nicht da ist.

Sie kann böse werden

Nach dem schönen Wochenende am Land, wo Mutter erstaunlich friedlich und zufrieden war und auch nachts gut geschlafen hat, ist

sie heute ab mittags unleidlich gewesen. Ich hatte ihr das Hörgerät aufgesetzt, um nach dem Spaziergang, der sie sehr angestrengt hatte, ein wenig mit ihr zu plaudern, und wieder fing sie alle fünf Minuten an: »Ich weiß nicht, wann ich nach Hause muss.« Dann hat sie über ihre Kinder geschimpft – niemand kümmere sich um sie, die machen ja sowieso alle, was sie wollen, ganz ungnädig war sie. Als ich ihr sagte, dass sich alle Kinder um sie kümmern – »Und bin ich schließlich nicht dein Kind?« – meinte sie ganz böse: »Und weshalb sind sie dann nicht hier?«

Und dann ist sie ganz böse geworden, hat die Kekse, die ich ihr hingestellt habe, energisch über die Tischplatte weggeschoben, ich habe sie wieder hingeschoben, sie wieder weg usw., das ging eine ganze Zeit so, und sie hat ganz düster vor sich hingestarrt. Warum sie böse sei, wollte ich wissen. »Muss ich dir alles sagen?« Weshalb sie so ungnädig sei, ihre Kinder würden doch kommen und auch immer wieder anrufen. »Davon merke ich nichts«, sagte sie ganz bissig. Und warum bist du dann wirklich böse, frage ich. »Weil du so sprichst.«

3 Tage »Kindergarten«

Seit 14 Tagen ist Mutter auch mittwochs in der Tagesbetreuung. Das ist eine Erleichterung, drei Tage in der Woche etwas Freiraum! Sie geht gerne in ihren »Kindergarten« und kommt ebenso gerne wieder zurück. »So ein Zufall, dass wir uns noch einmal sehen, woher weißt du denn, dass ich hier bin«, sagt sie oft, wenn sie nachmittags wieder gebracht wird. Neulich beim »Elternabend« habe ich den Heimleiter gefragt, was sie denn den ganzen Tag machten mit den Alten, sie würde immer so aufgeräumt heimkommen. Sagt er: »Kann ich schon sagen, was wir machen. Gestern z. B. Kegeln, das hat ihr Spaß gemacht, da nimmst du Ihre Mutter plötzlich ihre Zähne aus dem Mund und schiebst sie auf die Kegelbahn.« Was tun sie sonst noch? Gemüse putzen und kochen, Gedächtnistraining, Töpfern, Rhythmik, Musik, Spazierengehen. Es scheint ihr alles zu taugen, und sie ist jedes Mal ganz ausgeglichen, wenn sie zurückkommt.

Neulich hat Mutter zu Julius gesagt: »Du alter Ladentisch.« Und als er draußen die Beete umgegraben hat: »Na, der Chef, der schuffet ganz



schön.« Und zu der Schnur, die Julius in der Hand hält: »Guck mal, der hat ein Mikomor.« Als ich sie abends ins Bett gebracht habe, hat sie mich spontan umarmt und geküsst und hat gesagt: »Ich bin ja so froh, dass ich euch habe.«

Jetzt liegt sie blass und klein und zerbrechlich im Bett und schläft mit offenem Mund. Manchmal denke ich, es ist das Ende, wenn sie so da liegt.

Das Heimatlose

Heute früh ist Mutti splitternackt im Flur gestanden, eine Pinkelspur durch Küche und Klo. Die arme, hoffentlich hat sie sich nicht verkühlt. Aus dem »Kindergarten« zurück, war sie guter Laune. Die Kürbissuppe hat ihr geschmeckt. Es ist rührend, wenn sie einen mit so großen treuherzigen Augen anschaut, sich auf die Brust klopft und sagt; »Das schmeckt aber gut.« So als müsste sie einen davon überzeugen.

»Entschuldige, dass ich dich so umherjage, ich will ja nicht lästig sein«, meinte sie, nachdem sie wieder den ganzen Nachmittag nach Hause und »weg, weg« wollte. »Das macht nichts«, sagte ich, »nur dein Jammern, dass du jeden Tag wegwillst, ist lästig.« Und sie sagt darauf mit verlorenem Gesicht: »Das ist doch bei mir das Heimatlose.«

Da könnte ich heulen, so sehr verstehe ich, was sie sagen will. Ich

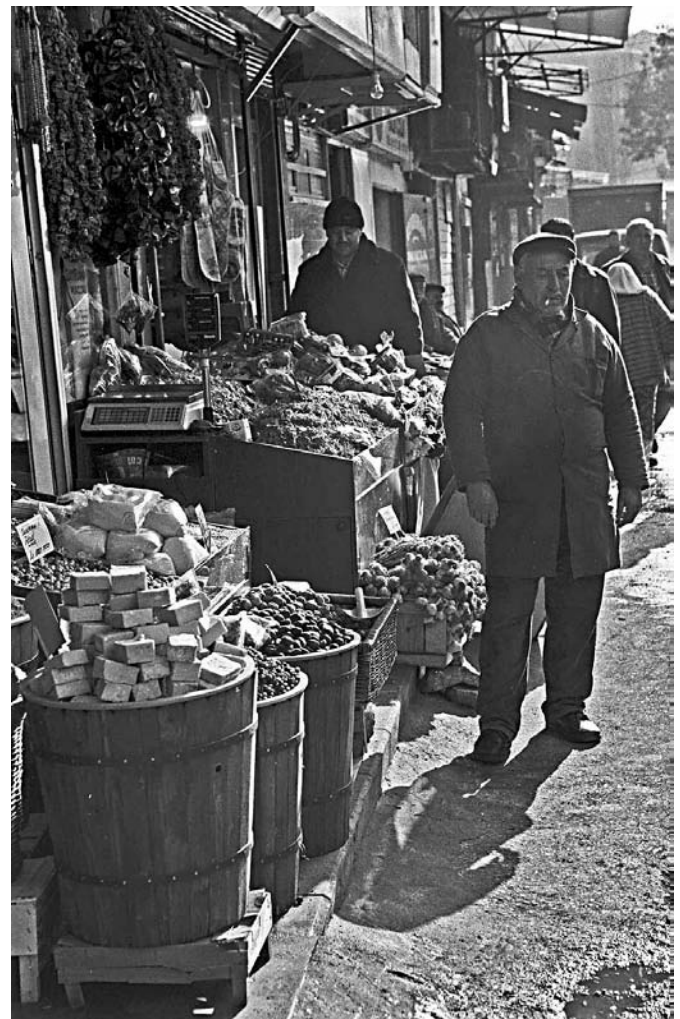
nehme sie in die Arme und tröste sie. »Ich bin ja auch so starr in allem«, meinte sie, »Angst, es auszumosern.«

Ein Nachtrag

Ein Monat später: Mein Vorhaben, meine Mutter bis zum Schluss zu betreuen, habe ich nicht einlösen können. Ihr ging es in den letzten Wochen so schlecht, dass ich mich außerstande sah, die Pflege weiter zu leisten. Schweren Herzens haben wir sie in ein Caritas-Pflegeheim gegeben. Dort wird sie gut betreut. Ich bin traurig, dass meine fremde Mutter, die mir so nah gekommen ist in den vergangenen vier Pflegejahren, nun die letzte Strecke ihres Lebens alleine gehen muss, auch wenn wir sie fast täglich besuchen.

Bärbel Mende-Danneberg

DAS NACKTE LEBEN



Aus Mehmet Emirs Fotoserie für eine Boulevardzeitung der anderen Art

Gestrandete in der Maschinerie des AMS – Tagebuch eines Kursteilnehmers

Bala bala für Unvermittelbare

Wie Recht hatte Karl Öllinger, Sozialsprecher der Grünen, als er im Parlament Kritik an »vollkommen sinnlosen und geradezu entwürdigenden AMS-Kursen ohne Ausbildungswert« übte, die »zum Teil mehr an Strafvollzug als an aktive Arbeitsmarktpolitik« erinnerten? Das AMS dementiert. Es könne »natürlich unbefriedigende Einzelfälle« geben, meint AMS-Vorstand Herbert Böhm. Aber 60 Prozent aller SchulungsteilnehmerInnen hätten nach sechs Monaten wieder einen Job. Abgesehen davon, dass viele dieser Jobs erstens nicht dauerhaft, zweitens nur halbseidene freie Dienstverträge ohne soziale Absicherung, drittens ausbeuterische Verhältnisse fern jeder Kollektivvertragsregelung sind: Vielen Gestrandeten ist selbst dieser moderne Sklavenmarkt verschlossen. Das AMS weiß das – und bestraft dennoch Unvermittelbare, die Kurse schwänzen, welche aus ihrer Perspektive objektiv sinnlos sind. Dazu ein Erfahrungsbericht von Ernst Walter Stummer.

Zum dritten Mal in drei Jahren erhalte ich denselben Kurs vom AMS: Job-Coaching, was sich nun Job Express nennt. Erster Tag in einem riesigen, modernen Glaspalast in Wien-Meidling: Vorstellung der Coaches, Erklärung der »Maßnahme« und Sanktions-Drohungen, wie schon zweimal zuvor. Es hat sich kaum etwas geändert, außer dass sich die Kursbesucher nicht mehr aussuchen dürfen, ob sie vormittags oder nachmittags kommen wollen.

Für einen 8-Uhr-Termin in der Zahnklinik musste ich eine Terminbestätigung verlangen. Denn ich konnte nur mit stundenlanger Verspätung zum Kurs – die Glaspaläste des Instituts sind etwas mehr als eine Fahrstunde mit den Öffis von meiner Wohnung, aber auch von der Zahnklinik entfernt.

Als ich verspätet kam, hatte sich der Coach Mag. T. schon vorgestellt, und ich erfuhr erst durch die im Kursraum aufliegenden Prospekte, dass er Psychologe ist. Als ich am zweiten Tag kam, mussten sich gerade die Kursteilnehmer vorstellen. Gegenüber den letzten beiden Job-Coaching-Kursen handelte es sich bei ihnen diesmal nicht nur um die typischen Gestrandeten, sondern zumindest zwei oder drei Teilnehmer waren hoch qualifiziert, einer arbeitete z. B. in aller Welt als Hotelmanager. Aber es war auch eine 58-jährige jugoslawische Metallarbeiterin da, die offensichtlich dazu verurteilt ist, bis zu ihrer Pension unnötige Kurse zu besuchen, neben einer 19-jährigen Zuckerbäckerin, bei der Job-Coaching auch mir gerechtfertigt scheint.

Mittwochs haben wir keinen Kurs. Donnerstag und Freitag war ich im Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern, wegen einigen Untersuchungen bezüglich meiner Os-

teoporose. Am Montag darauf hatte ich völlig vergessen, wo mein Kursraum in dem riesigen Gebäude der Kursanbieter-Firma in der Breitenfurter Straße liegt. Ich irrte durch mehrere Stockwerke des Gebäudes, öffnete Türen und sah zu meinem Erstaunen sehr viele Frauen mit Kopftüchern. Als ich endlich meinen Kursraum fand, »unterrichtete« dort in Vertretung von Herrn Mag. T. eine Lebens- und Sozialberaterin.

Sie stellte uns das Thema: Visio-

nen, Wünsche Träume – was ist Arbeit? Ich bin 68 Jahre alt und höre schon etwas schlecht – und wenn ein Kursteilnehmer oder die »Lehrerin« nicht laut genug bzw. wenig verständlich spricht, verstehe ich nichts. Etwa 70 Prozent des Inhalts ging für mich dadurch verloren. Ich sehe auch schlecht und kann Zeitungen nur bis zu etwa 9 Punkt Schriftgröße lesen, und auf der Tafel müsste für mich auch sehr viel größer geschrieben werden.

Am Montag, dem 26. März 2007 war wieder Herr Mag T. Coach, und wir hatten zwei Stunden Computerunterricht. Ich schrieb ein langes Bewerbungsschreiben. Es sollte nie Antwort kommen. Am nächsten Tag führte uns Mag. T. einen fast zehn Jahre alten Fernsehfilm von Hugo Potisch zum Thema »Zukunft der Arbeit« vor und verriet uns gleich vor der Vorführung, dass von den Prognosen Potischs nicht sehr viel eingetroffen sei. Danach wurde über den Film diskutiert.

In dem siebenstöckigen Institutsgebäude sind überall Zettel angebracht: »Diese Maßnahme wird im Auftrag des AMS durchgeführt und aus Mitteln des Europäischen Sozialfonds kofinanziert.« Na ja, wenn die EU bezahlt ... Das Kursträger-Institut, einer der AMS-Partner, war vor wenigen Jahren noch winzig und ist nunmehr ein Millionenunternehmen mit mehreren Standorten.

68 Jahre alt, fast die Hälfte des Lebens hinter Gittern: Das beeindruckt die Personalchefs!

Ich bin, wie gesagt, 68 Jahre alt, und 30 Jahre meines Lebens verbrachte ich im Gefängnis. Es wäre also ein Wunder, wenn mich ein Arbeitnehmer aufnimmt. Deshalb verfolge ich seit drei Jahren Projekte einer selbständigen Tätigkeit. So konzipierte ich mit einem Journalisten ein Sicherheitsmagazin mit dem Titel »Öffentliche Unsicherheit«, in dem auch die Sicherheitsindustrie werben könnte (als »Einbrecherkönig«, der hunderte mit Gefängnisstrafen sanktionierte und eine hohe Dunkelziffer an unaufgeklärten und straflos gebliebenen Einbrüchen begangen hatte, ist der Verfasser ein Spezialist für Einbruchs-Prävention, die Red.).

11%k.theater
die theatergruppe des AUGUSTIN präsentiert

„UNSCHULDIG“

eine völlig unkritische auseinandersetzung mit dem AMS

19. Mai, 20.00 Uhr
„Rampenlicht-Theater“
18, Mitterberggasse 15, Eintritt: Euro 7,-

02. Juni, 20.00 Uhr
„Gschamster Diener“
6, Stumpergasse 19, Eintritt frei



Am 29. März waren wir wieder im Computerraum. Ich versandte etwa 40 Bewerbungsschreiben, erhielt aber keine einzige Antwort. An mich selbst hatte ich auch ein Bewerbungsschreiben geschickt. Diese Mail kam bei mir nicht an, also dürften vielleicht alle anderen 40 Schreiben ebenfalls nicht angekommen sein. Waren die Bewerbungen von vornherein nur als Beschäftigungstherapie geplant?

Die »Führungskräfte« in unserer Gruppe übernehmen an diesem Tag gemeinsam mit Mag T. die Diskussion. Unser Hoteldirektor etwa erzählte uns von den Arbeitsverhältnissen und der Arbeitsmoral in diversen fremden Ländern. Ein zweiter Kursteilnehmer erzählte von sei-

nen Erlebnissen als Führungskraft in Hongkong. Sehr interessant, das Ganze, mir wäre aber lieber gewesen, ich hätte die Zeit frei gehabt, um an meinem Magazinprojekt zu arbeiten. Die Kursteilnehmer fügten sich in ihr Schicksal. Allgemein herrscht die Haltung vor: Wenn wir den blöden Kurs schon besuchen müssen, versuchen wir, das Positive herauszuklauben.

Wir sind etwa zwölf Kursteilnehmer, wovon tatsächlich immer bloß rund fünf Leute anwesend sind. Die anderen sind vorstellen, beim Arzt, im Krankenstand usw. Ich schrieb dem AMS, dass ich pro Stunde unnötiger »Maßnahme« zehn Euro verlange. Ich habe nichts gegen sinnvolle Kurse, in welchen man et-

was lernt, aber zum dritten Mal in drei Jahren Job-Coaching ist eine Frechheit! Ich versuche, mit einer Klage vom Gericht feststellen zu lassen, dass der Kurs lediglich der Vermögensvermehrung der Kursbetreiber dient, dem Arbeitslosen aber nur Nachteile bringt. Ich bekomme täglich 13,41 Euro und dafür muss ich täglich eineinhalb Stunden ans andere Ende von Wien fahren, um mir Blabla anzuhören. Laut meiner philippinischen Gattin heißt Blabla auf Takalog »bala bala«. Ich mache also einen Bala-Bala-Kurs.

In den »Allgemeinen Informationen des AMS Wien« heißt es unter anderem: »Jede geförderte Kursmaßnahme beinhaltet die unbedingte Anwesenheitspflicht während

des Kurses. Die Anwesenheit wird täglich kontrolliert. Bei Abwesenheit ersuchen wir sie um telefonische Benachrichtigung.« Verstößt man dagegen, wird die Arbeitslosenunterstützung für einige Zeit gestrichen. Man hat auch jederzeit dem AMS zur Verfügung zu stehen. Ich komme mir wie ein AMS-Sklave vor und nicht wie ein Versicherter, der für die Leistung der Jobvermittlung vorher einbezahlt hat! In einer Tageszeitung war kürzlich von einer Gründung einer »Anti-AMS« namens AMSEL (Arbeitslose Menschen suchen effektive Lösungen) zu lesen. Ich habe mich bei diesem Verein unter www.amsel-org angemeldet. ■

Arnezhoferstraße soll zur Selma-Steinmetz-Straße werden

In grausambsten Thaten

Eine von Tanja Boukal initiierte Kunstaktion hat die Umbenennung einer Straße im Stuwerviertel zum Thema. Der judenhas sende Pfaffe soll durch eine jüdische Widerstandskämpferin ersetzt werden. Selma Steinmetz statt Johann Arnezhofer: Wie wird sich die Verwaltung letztendlich entscheiden? Boukals künstlerische Intervention rief neben den erwarteten Ressentiments auch einen unerwarteten Widerspruch hervor.



Lauter laute Frauen: Sambagruppe beim Selma-Steinmetz-Straßenfest

... was maßen sie sich in Verüebung der abscheulichsten Attentaten und grausambsten Thaten an den allerheiligsten Sacrament des Altars, so noch in frischer Gedächtnis, dan noch vor längern Jahren durch Vergiftung der Brünen, wie ingleichen mit vilfältiger Vertusch- und Vertilgung der Christenkinder, deren sie vil jämerlich ermordet, viel aber zu Juden beschnitten haben, vergriffen haben.

Solche Berichte der Wiener »Judeninquisitionskommission« sollten 1670 die Deportation der 3000 Jü-

dinnen und Juden aus dem Stadtviertel »Unteres Werd«, wie die Leopoldstadt damals hieß, legitimieren. Organisator dieser Vertreibung war Johann Arnezhofer – katholischer Pfarrer, antisemitischer Hassprediger, von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit zum Vollstrecker der »Ordnung der Israelitischen Ange-

legenheiten« bestellt. 1906 ehrte der damalige Wiener Bürgermeister Lueger, bekanntlich auch kein Förderer der Juden, den rabiaten Pfarrer durch eine Straßenbenennung. Seither gibt es im Stuwerviertel die Arnezhoferstraße. Dass deren BewohnerInnen, vielleicht 40 Prozent davon MigrantInnen, nichts über den

Namenspatron ihrer Straße wissen, war bis zum 20. April eine wohl zutreffende Feststellung. Das Straßenfest vom 20. April, initiiert von der Künstlerin Tanja Boukal und ihren Kolleginnen vom »Stuwerkomitee«, einer engagierten Gruppe (hauptsächlich Frauen) aus dem Grätzl, beendete das Wissensdefizit abrupt.

FOTO: CHRISTINE WERNER

Traurig, aber geläufig: Die SPÖ, die hier den Bezirksvorsteher stellt, hat den Sachverhalt, dass die Mazzesinsel (wegen des bis 1938 hohen jüdischen Bevölkerungsanteils wurden die Bezirke 1020 und 1200 so genannt) korrektere Straßenbezeichnungen verdient, niemals thematisiert. Tanja Boukal und das Stuwerkomitee handelten aus gutem Grund amtsanmaßend. Das Erscheinen der neuen Schilder »Selma-Steinmetz-Straße« nahm einen Schritt vorweg, der – wenn die Mehrheitsfraktion in der Bezirksvertretung ihre Position beibehält – offiziellerseits nicht gewagt wird: Der durch Umbenennungen nötige bürokratische Aufwand, heißt es, sei nicht zu rechtfertigen.

Hätten die Mandatäre die Rede der Widerstandskämpferin Irma Schwager gehört, fiel ihnen schwer, die Berechtigung der neuen Namensgebung zu dementieren. In Paris hatte sich Selma, die Wiener Jüdin, 1939 einer Widerstandsgruppe angeschlossen. Sie leistete Aufklärungsarbeit unter deutschen und österreichischen Soldaten. 1944 wurde sie von der Gestapo verhaftet und gefoltert, später von der Resistance aber befreit. Nach Wien zurückgekehrt, war sie wesentlich am Aufbau des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstands beteiligt. Bis zu ihrem Tod im Jahr 1979 war Selma Steinmetz in der

antifaschistischen Aufklärung und Forschung engagiert.

Vielleicht würde selbst Selma staunen, wenn sie miterlebt hätte, wie leicht sich der an alles Jüdische adressierte Hass wieder entzündet. Noch in der Nacht nach dem Fest demontierten Unbekannte mit Hilfe von Leitern die »Selma Steinmetz«-Straßenschilder. AktivistInnen des Stuwerkomitees sind danach tagelang verbal (»Gfrastan wie eich hat man früher den Gar aus gmacht!«) und mit antisemitischen Hetz-Grafiken attackiert worden.

Während Tanja Boukal mit solchen Gegnern rechnen konnte, löste die Distanzierung des Q202-Betreibers Hans Heisz von Boukals Projekt Staunen aus. Eine »mit dem Mantel der Kunstaktion« getarnte politische Aktion, jedenfalls eine »von politischen Interessen stark überlagerte« Aktion sei hier in das Programm des »Q202 AtelierRundgangs« eingeschmuggelt worden.



FOTO: CHRISTINE WERNER

Wer war Selma Steinmetz? Irma Schwager gab Auskunft

Dass sich in diese Mischung aus Performances, Ausstellungen, Video-Installationen, Musik, Literatur und Kunstaktionen an den unterschiedlichsten Orten, vor allem aber in den Bezirken Leopoldstadt und Brigittenau, neben 200 anderen KünstlerInnen heuer auch Tanja Boukal mit ihrer Umbenennungsaktion eingebracht hatte, war jedoch allgemein als Bereicherung des Q202-Projekts empfunden worden. Mit 300 BesucherInnen war das Arnezhofstraßenfest ja auch der bestbesuchte Q202-Termin.

Entsprechendes Befremden schlägt nun Heisz entgegen, der als Q202-Patentinhaber der alleinige Boss des anspruchsvollen Kunstvermittlungsprojekts ist. Seine KritikerInnen können nachvollziehen, wenn er allgemein vor parteipolitischer Instrumentalisierung von Q202 warnt; seine Positionen wie »Kunst reagiert auf nichts, Kunst entsteht aus sich selber« stünden jedoch für ein absolut überholtes Kunstverständnis. »Natürlich ist das Anliegen politisch. Natürlich habe ich ein Interesse an der Durchsetzung dieses Anliegens. Was ist das Problem? Kunst soll anecken (dürfen)«, schreibt Tanja Boukal in einem offenen Brief an Hans Heisz – der die »politisierende« Künstlerin inzwischen aus der Liste der künftigen Q202-TeilnehmerInnen ausgeschlossen hat.

Seine führende Stellung sei nichts, was ihm vorgeworfen werden könne, meint der vom Augustin befragte Q202-Gründer. Niemand sei gezwungen, an diesem Projekt mitzumachen. Q 202 sei eben sein Label. Wenn jemand sein Projekt für ideologische Zwecke missbrauche, müsse er Nein sagen können. Eine Polemik gegen den Bezirksvorsteher (den Adressaten der Umbenennungsforderung, R. S.) widerspreche dem Hauptanliegen von Q202, nämlich »Begegnung« zu fördern. Das längere Telefongespräch machte nicht klar, ob man sich mit Heisz darauf einigen kann, dass Kunst nicht auf die Aufgabe, Harmonie zu erzeugen, reduziert werden könne, sondern auch provozieren darf. Es machte aber klar, dass letztgenannte Funktion der Kunst für Heisz nicht als Q202-kompatibel gilt.

Robert Sommer

Unterstützungserklärungen für die Umbenennung entweder an Stuwerk-Komitee, Selma-Steinmetz-Straße 8, vormals Arnezhofstr. 8, 1020 Wien, oder an stuwerg@gmx.at

TRICKY DICKY'S SKIZZENBLÄTTER



Auszeit

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42
43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56
57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70

WAAGRECHT: 1. dämonisch erotische Frauen 5. Auszeit für bestimmte Personen, sicher keine Erholung 15. ich liebe im alten Rom 16. sehr steif 19. ungläubwürdiger, hier verkehrter, Bericht 20. Adressat: zahlen, bitte! 21. dort wird noch Musik gepflegt 23. zum Drücken 24. nackt gemalt 25. männliches Muffelwild 27. ein halber Selbstmord 28. hoamdrahn 31. fühlt man sich in seinem, ist man da daheimen 33. einfach handeln 35. kriegt er den Ball in sie, geht er in die Knie 36. Vorname, wie z.B. Bacher 38. Great Britain 39. Recht damit verbunden wird zum Redewendungsrecht 41. subarktischer Trughirsch 42. sommerliches Beinkleid 43. auf Sonnenseite Geborenes 46. Außerirdischer, abg. 47. nach oben kriechen, nach unten das, empfiehlt der Spießer 48. zweifacher Faden hält den Knopf 49. without it you are barfuß 52. abends im Mai, in der Kirche, bist du dabei 55. stells Gott voran: nicht heilig, sondern scheinheilig 56. könnte ein Sandler durchaus tun 59. Volkshaus Enzersdorf in Kürze 60. in Zeiten der Systemkonkurrenz war er kalt 61. Glied für Glied 63. Österreich auf emails 64. geschimpfte Rüge 65. sitzt am Boden

begann die EU 4. sie sind echt, nur anfänglich 6. ist anders als die übrigen und schlägt voll aus ihr 7. im Kampf gegen Schüssel konnte Gusi das mit der Stimmenmehrheit machen 8. voll von ihm blickte Schüssel auf Gusis Mehrheit 9. ohne das zu tun entsagte Grasser der Politik 10. übersiedelt Grasser von Wien nach Kitzbühel muss er das tun, obdachlose AUGUSTINer brauchen das nicht 11. nach Angelobung der Regierung kehrt Ruhe ein und alles ist wieder in ihm 12. auf englisch missbrauchen 13. wiederholtes Tun, um zu lernen 14. Beinstellung beim »High noon« Duell 17. empfiehlt Freud nach Verlust einer Bezugsperson 18. gestutztes Absaugventil 22. steckt im Wowereit 26. Regionalexpress 29. diese Gruppe ist vom Turnen bekannt 30. Anfang und Ende bei der Sonnenuhr 32. sie sind Objekte der Begierde aller Produktionen, die Werktätigen schaffen sie beständig 34. diese unbekanntes Objekte gibts bei Science Fiction häufig 37. fast ein Krokodil, aber zu winzig, Smaragd sagen sie in der Wachau dazu 40. beginnende Gnade 42. angenehm mild ist die Luft 43. gern besuchter Heurigenort hinter Bad Vöslau 44. Doppelkonsonant 45. sozialkritischer Filmemacher Loach 50. das Zentrale einer Chance sehen 51. to take it off means the Messer stumpf machen 53. Ankündigung für Empfänger 54. pay attention to 57. drei Gleiche 58. vorderer Teil einer Reederei 60. präsentiert aufsteigend angewandte Kunst am Stubenring 62. Frage bei Treffpunktvereinbarung

SENKRECHT: 1. der Posten ist noch frei – heutzutage eher selten 2. so läuft Präsident Bush durch die politische Landschaft 3. mit ihr (Kohle und Stahl)

Lösung Nr. 201: PURKERSDORF Die Gewinnerin: Anneliese VALVODA, 1130 Wien	<h2>PREISRÄTSEL</h2>		Name:
	<input style="width: 100%; height: 30px;" type="text"/>		Adresse:
Einsendungen (müssen bis 16. 5. 07 eingelangt sein) an: AUGUSTIN, Mostgasse 7/3, 1040 WIEN			PLZ.: Ort:

Übernahme Gartenarbeit, Übersiedlungen und vieles mehr. Tel.: 0699 119 964 33

Tapeziererin übernimmt Aufpolsterung und Neubespaltung von Polstermöbel, Bänken, Stühlen etc. Anfertigung von Hussen, Wohntextilien und Sitzsäcken in jeder Form und Größe. Anfragen unter 01-969 77 67

Verkauf: Fitness-Gerät (Heimtrainer), günstig; Tiefkühltruhe »Privileg«, Top-Zustand, um nur 95 Euro! Kühlschrank Elin Super, um nur 75 Euro. Div. Möbel, stückweise günstig abzugeben. Tel.: 0650 901 10 08 oder 01-726 25 46

26-jähriger jünger aussehender, fescher Wiener sucht wieder eine warmherzige, hübsche Partnerin (18-32 Jahre). Ich bin ehrlich, treu, gefühlvoll, gesprächig, Nichtraucher, Nichttrinker, eher häuslich und ca. 1,82/70. Du solltest kinderlos sein und Dir für eine Partnerschaft genug Zeit nehmen. Fühlst Du Dich angesprochen, dann ruf mich doch an! Tel.: 0699 813 490 43

Arbeitslose helfen! Bei Übersiedlungen, Räumungen, Transporten, sowie Wohnungserneuerungen! Auch am Wochenende! Auch Alten- und Gartenpflege bzw. Garten- und Altenbetreuung. Tel.: 0699 119 297 93

Elektrische Schreibmaschine in sehr gutem Zustand, günstig abzugeben! Tel.: 02982 / 3261

Westfrankreich: Vermiete neues Haus (4 Zimmer) direkt am Atlantik (4-5 Pers). Sept. ab 250 Euro. Tel.: 02247-57 008

I am Philip from Africa. Living in Austria, Vienna with Job. Looking for a serious relationship a Lady from the age of 25-35, contact: philipwell@yahoo.com oder Tel.: 0650 721 04 63

Simmering/Flohmärkte in 1000 m² Halle. Antik – Möbel – Sammler – Nostalgie – Old Vienna Souvenirs! Simmering Hptstr. 151/Kobelgasse 7 gegenüber U3-Endstelle Simmering. Gute Verkehrsanbindung! Freitag 12-18 Uhr, Sa., Sonn- und Feiertag, 8-16 Uhr.

Wahrheit und Mündigkeit statt Psychotherapie! Warninfo gratis durch Postkarte an Johann Klotzinger, Barowitzkg. 10/2/13, 1190 Wien. Oder im Netz: www.start.at/psych

Gesangsunterricht für Anfänger und Fortgeschrittene in allen Stilrichtungen. Richtige Atmung – Vergrößerung von Stimmumfang und -volumen. Tel.: 0699 102 094 55

Ausgebildete Cellistin mit großer Konzerterfahrung zwischen Klassik, Jazz und World gibt Privatunterricht für Anfänger und Fortgeschrittene. Tel.: 0 676 596 46 07

Afrikaner, 40 Jahre, Arbeit, sportlich sucht eine treue, intelligente Frau, Alter zwischen 30 und 50. Tel.: 0676 322 86 31

Biete mein Atelier (ca. 100 m²) als Veranstaltungsraum v. a. für Vernissagen an! Genaue Infos unter: sigrid.dreger@gmx.at oder 0676 629 76 01

Ich bin Augustin-Verkäufer. Ich habe C&A-Gutscheine um 90 Euro (9 x EUR-10) und von Turbo-Schuhe um 30 Euro (3 x EUR-10). Verkaufe sie um 8 Euro pro Gutschein oder alle um 70 Euro (statt 90) bzw. 20 Euro (statt 30). Ich spiele auch in der Fußballmannschaft. Wer Interesse hat, bitte melden. Tel.: 0664 659 41 32

Zum Thema Präsentation in Wort, Ton und Bild fällt mir bestimmt etwas ein! Brauchen Sie dergleichen – für sich selbst, für die Familie, für Freunde? Dann sprechen Sie mit mir. Tel.: 0650 982 95 37

37-jähriger Afrikaner mit Arbeit sucht eine treue intelligente Frau, Alter egal. Tel.: 0681104 24317

»PC-Doktor« hilft Ihnen bei Computerproblemen (Hardware, Software, Netzwerk, Security ...). Tel.: 0650 731 12 74 oder lam.that@gmx.at

Westergitarre »Fenix« mit Hartschalenkoffer »SKB«, 1 neuer Satz Saiten, Gitarrenzug, nur EUR 250,-. Anfragen unter Tel.: 0699 814 711 00

Wir suchen Land – Brachland und Ruinen zum Restaurieren und Gärten anzulegen. e-mail: chollo19@libero.it

www.f13.at

F13-T-Shirts im Angebot

Schwarze Katzen für die graue Stadt!

Die schwarze Katze des Aberglaubens auf dem Quadrat – das von AUGUSTIN-Illustratorin Carla Müller entworfene F13-Logo streicht durch die Stadt. AUGUSTIN-LeserInnen können für die weitere Verbreitung sorgen: indem das »Freitag der Dreizehnte«-Symbol von Körpern jeder Art ausstrahlt. Die T-Shirts in allen Größen – auch im Mädchen- und Frauenschnitt – und in den Farben Orange, Weiß, Schwarz, Grau und Rot, bedruckt vom sozialökonomischen Betrieb »fix & fertig«, können in der Redaktion (Wien 4, Mostgasse 7, Eingang Klagbaumgasse, Tel.: 587 87 90) oder im Vertriebsbüro (Wien 5, Schlossgasse 6–8, Tel.: 54 55 133) erworben werden. Ein Stück kostet 10 Euro; wer gleich zehn Leiberl nimmt, zahlt nur acht pro Stück. TrägerInnen des F13-T-Shirts helfen, eine Idee auszutragen: Jeder »Unglückstag« wird zu einem Feiertag für alle verwandelt, die sonst wenig zu feiern haben, zu einem Aktionstag für die Rechte aller Diskriminierten und »Untauglichen«. Wer das Leiberl trägt, wirbt für den nächsten dieser Aktionstage, den 13. Juli 2007.



Gratis-Kleinanzeigen: Fax: (01) 54 55 133-33, E-Mail: kleinanzeigen@augustin.or.at oder Post

Auch 2007 stiftet die Preisvergabe Unruhe

WAS IST »SOZIAL«, MARIE?

Gerne würden wir uns uneingeschränkt freuen, wenn soziale Projekte durch eine private Stiftung ausgezeichnet und finanziell honoriert werden. Schließlich mangelt es vielen sozialen Initiativen nicht nur an Anerkennung und Bekanntheit, sondern auch an finanziellen Mitteln. Der Rückzug des Staates aus seiner Verantwortung ist gerade im Sozialbereich am stärksten spürbar. Die Vergabe der SozialMarie lockte folglich 190 Projekte an, die sich um 12 Preise zu je 1000 Euro und die 3 Hauptpreise zwischen 5000 und 15.000 Euro

bewarben. Keine leichte Aufgabe für die Jury angesichts zahlreicher innovativer, kreativer und wichtiger Einreichungen.

Menschen mit Migrationshintergrund werden vom Staat besonders vernachlässigt. Erfreulich ist daher die Prämierung mehrerer Initiativen für so genannte »Randgruppen«, die eigentlich mitten unter »uns« leben. Das Siegerprojekt »Connecting People« vermittelt etwa Patenschaften für Flüchtlinge. »Black Austria« wurde für seine Plakatkampagne mit dem 2. Preis ausgezeichnet. Anerkennungspreise

gingen u. a. an »Ehe ohne Grenzen« und »Tabiki«.

Wie schon in den vergangenen Jahren achtete der Augustin auch heuer darauf, welche Institutionen prämiert wurden. Und wie bisher muss an der Vergabepraxis der SozialMarie auch heuer Kritik geübt werden: Wieso muss der mit 5000 Euro dotierte 3. Platz an die »Zweite Wiener Vereins-Sparcasse« gehen? Diese wird von einem bekannten Geldinstitut quasi als »irreguläre« Filiale im firmenüblichen Corporate Design geführt. Muss solch eine »Initiative« auch noch mit

Geld gefüttert werden, das private Projekte zum Überleben brauchen? Nicht nur wurden wertvolle 5000 Euro vergeudet, sondern der betreffenden Bank ein Image als »soziale Institution« verliehen. Eine Grundsatfrage: Kann man einer Bank, die davon profitiert, dass Menschen Schulden machen, überhaupt das »Sozialmäntelchen« umhängen? Denkt niemand in der Jury daran, dass ein solcher Imagegewinn für eine Bank ein millionenschwerer Wettbewerb ist, oder war gerade das beabsichtigt?

Wit

»Alles wird schön«



**LOKAL-
MATADORIN**

Nº 154

Nelin Tunc betreut bei der Neugestaltung des Brunnenmarktes Standler und Geschäftsleute.

VON UWE MAUCH (TEXT)
UND MARIO LANG (FOTO)

Die ungeschriebenen Gesetze des Marktes, Nelin Tunc kennt sie nur allzu gut: Als Mitarbeiterin der Ottakringer Gebietsbetreuung geht sie fast täglich durch die lange Brunnengasse, die bis zum Jahr 2010 neu gestaltet wird. Aufgabe der umgänglichen Architektin ist es, während der Umbauarbeiten auf dem Markt zu vermitteln. Und zwar zwischen allen involvierten Magistratsabteilungen, den ebenso zuständigen Behörden des 16. Bezirks, den ausführenden Planungsbüros und Baufirmen sowie den in erster Linie betroffenen Marktstandlern und Geschäftsleuten.

Aber zurück zu den ungeschriebenen Gesetzen des Brunnenmarktes, Nelin Tunc kennt sie nur allzu gut: »Was oben in der Payergasse gesagt wird, kann unten in der Thaliestraße ganz anders ankommen.«

Die Arbeit der Akademikerin, die vor 38 Jahren im türkischen Teil Zyperns geboren wurde und vor 16 Jahren nach Wien gekommen ist, um hier an der Technischen Universität zu studieren, sei genau aus diesem Grund »unbezahlabar«, streute ihr neulich ein Gemüsehändler Rosen. Um danach die Rosen zu zählen: »Jeden Euro, den du hier verdienst, bist du wert.«

Weil auf dem Brunnenmarkt derzeit besonders viel gesagt wird, verdichten sich auch solche Gerüchte, die in dieser Form nie gesagt wurden. Die Anspannung der Anrainer ist nicht ganz unbegründet. Bedeutet doch das Neue, die Veränderung auch Gefahr. In

jeder der insgesamt fünf Bauphasen müssen einzelne Marktstände verlegt werden. Wer davon betroffen ist, beginnt schnell einmal zu rechnen: Bricht mein Umsatz ein, ist meine Existenz bedroht.

Und so steht Tunc täglich Rede und Antwort. Betreibt Öffentlichkeitsarbeit in ihrer reinsten Form. Nicht nur von oben nach unten, sondern auch von unten nach oben. Die Schwierigkeit dabei: Nicht immer hat der Einzelne Verständnis dafür, dass es ums Ganze geht. Und nicht immer haben Planer Verständnis für die Probleme Einzelner. Schön wiederum: Manchmal kommen Betroffene mit praktischen Lösungsvorschlägen zu ihr, die sich dann auch umsetzen lassen.

Der Ottakringer Grätzl-Markt folgt ähnlichen Gesetzen wie ein orientalisches Basar. Das weiß auch Frau Diplomingenieur Tunc: »Viel reden und zuhören hilft.« Vor allem an den Umsiedlungstagen geht die Botschafterin für die Republik Brunnenviertel mit einem Brummschädel nach Hause. Dafür darf sie sich auf ihre Fahnen heften, dass bisher – trotz unterschiedlicher Interessen von Marktstandlern und Geschäftsleuten – alles im ruhigen Rahmen diskutiert wurde.

Immer wieder gibt es auch Momente, in denen sie für ihre Mittler-

tätigkeit reich- bzw. nachhaltig belohnt wird. »Alles wird schön«, diesen Satz schenkte ihr beispielsweise eine ältere Marktfrau. Er ist auch das Motto des diesjährigen Soho-Festivals. Soho gilt als einer der bekanntesten Stadt-Kultur-Vereine Wiens, dem Nelin Tunc schon vor ihrer Arbeit als Gebietsbetreuerin angehört.

Alles wird schön, dieser Satz bringt die geborene Insulanerin mitten in Ottakring aber auch noch auf ganz andere Gedanken. Ihre Diplomarbeit hat die Architektin über Nikosia geschrieben. Nikosia, das ist die geteilte Hauptstadt auf der von Türken und Griechen beanspruchten Mittelmeer-Insel Zypern. Nikosia, das ist ihre geliebte Heimatstadt. »Ich bin mit der Teilung aufgewachsen«, erzählt die Architektin. »Die Mauer war immer in meinem Leben.« Politik der Gefühle: Intuitiv habe sie der Mauer immer den Rücken gekehrt – und ihren Blick nur auf das Meer gerichtet.

Für den Fall, dass irgendwann einmal in dieser, ihrer Stadt die Mauern fallen wie einst in Berlin, hat sie ein Konzept für die Neugestaltung der Altstadt erstellt. Ein Konzept für die Schublade? Die Architektin weiß es nicht. Sie sagt nur: »Es wird bereits seit dem Jahr 1987 an einem Masterplan gearbeitet. Sollte dieser je-

mals umgesetzt werden, würde ich als Planerin gerne mithelfen.«

Das klingt vage. Ist vage. Wie könnte es auch anders sein, wenn Geopolitik über das Leben Einzelner entscheidet. Andererseits: Wer hat vor zwanzig Jahren erahnt, dass Berlin-Mitte vom Rand wieder ins Zentrum rücken darf?

Noch ist man in Nikosia-Mitte nicht so weit. Daher lässt die Vermittlerin nur zu Ostern und im Sommer Ottakring Ottakring sein, um in den Norden Zyperns zu fliegen. Wo ihre Eltern leben. Wo sie die Mauer im Rücken weiß. Wo aber auch der Blick auf ihre Heimat versöhnlicher geworden ist: »Das Meer, die Sonne, Orangen- und Mandelblüte, das war für mich als Kind alles selbstverständlich.« An grauen Regentagen im Brunnenviertel sehnt sie sich inzwischen danach.

Doch auch Wien lässt die hier ausgebildete Expertin nicht mehr kalt: »Diese Stadt ist seit meiner Ankunft viel offener, viel internationaler geworden.« Ob ihre positivere Einschätzung auch damit zu tun hat, dass sie inzwischen perfekt Deutsch spricht? Die Wien-Fürsprecherin antwortet nicht sofort: Kann wohl sein, sie weiß es nicht.

Schon schön. Bald wird der Brunnenmarkt durchgehend Fußgängerzone sein, einheitliche, winter-taugliche Kioske werden sie säumen. Und irgendwann, vielleicht, wird auch die Green Line in Nikosia Fußgängerzone. Wir hoffen das. Arbeit für Nelin Tunc gibt es jedenfalls noch genug. ■



Nelin Tunc arbeitet im Dienste der Schönheit

Gitti Entacher: eine Frau mit A-Lizenz

Mit Herz und System

Auch im Frauenfußball eine Rarität: Trainerinnen. Seit einem Dreivierteljahr wird Rekordmeister USC Landhaus von Gitti Entacher gecoacht. Ein Porträt der Tiroler Ex-Teamspielerin und -Meisterin.

Oft möchte man als Zuschauer einen imaginären Lautstärkeregler betätigen, wenn Trainer von der Outline aus ein ganzes Spiel lang auf ihr Team einbrüllen. Mit Gitti Entacher verhält es sich umgekehrt: Erstens brüllt sie nicht, sondern nimmt lebendig Anteil am Geschehen, manchmal sogar körperlich, indem sie die Aktionen ihrer Spielerinnen unwillkürlich mitvollziehen zu scheint. Zweitens macht sie niemanden zur Schnecke, sondern spricht besonnen – auf dem Platz und im Gespräch nach dem unglücklich verlorenen Schlagerspiel gegen die Tabellenführerinnen aus Neulengbach.

Die 36-jährige, laut Eigendefinition »fußballfanatische« Tirolerin hat eine Seite, auf die man im österrei-

chischen Fußball (egal, welchen Geschlechts) viel zu selten trifft: Bei aller Leidenschaft bleibt sie differenziert und selbstkritisch. Das Gespräch eröffnet sie noch vor der ersten Frage mit einer umfassenden Analyse des derzeitigen Teamzustands. Sie erzählt von der Umbruchphase, in der sich Landhaus befindet: von der ebenso notwendigen wie schwierigen Umstellung auf das moderne 4-4-2-System im taktischen Bereich; von den Disziplinlosigkeiten, die sie oft zwingen, auf talentierte Spielerinnen zu verzichten; von der daraus resultierenden mangelnden Kontinuität, durch die das Team gegenüber seit Jahren stabilen Kollektiven wie den Neulengbacherinnen zwangsweise ins Hintertreffen gerät.

Der Enttäuschung folgt der Verweis auf strukturelle Ursachen der Situation: Einerseits sei es die im Gegensatz zum Burschen- und Männerfußball fehlende Konkurrenz durch Dichte, die bei den Mädchen eine gewisse Lässigkeit erzeuge; andererseits fehle aber auch eine Motivation in Form von Perspektiven: »Als Bursch kannst du dir schon über ein Engagement in der Landesliga das Studium finanzieren. Die Mädchen kriegen selbst als Bundesligakickerinnen bloß die Kosten für die Aus-



FOTOS: C. WITOSZYNSKY

Beobachten, reflektieren, durcharbeiten und freuen

wärtsfahrten und zehn Euro auf die Hand, damit sie sich was zum Essen kaufen können.«

Die Fanatische

Dass viele unter solchen Voraussetzungen trotzdem dranbleiben, ist wohl jenem Fanatismus zu verdanken, der Entacher selbst in jungen Jahren zum Fußball gebracht hat. Sie

wächst in einem kleinen Dorf namens Mutters in Tirol auf und wird früh von ihrem Vater, dem Tormann des Dorfvereins, auf den Platz mitgenommen. Mit zwölf beginnt sie selbst der Kugel nachzulaufen – angesteckt von den Nachbarsburschen. Wenig später startet ihre Karriere mit dem Eintritt bei den »Wacker Damen« in Innsbruck, denen sie über 22 Jahre treu bleibt, auch wenn sich der Vereinsname immer wieder

KICK-TIPP in Zusammenarbeit mit dem Internetjournal wienerliga.at

Frauenbundesliga: USC Landhaus – FC Südburgenland; Sonntag, 20. 5., 15.30 Uhr: Die nächste Gelegenheit, Gitti Entachers Truppe bei der Arbeit zu beobachten. Mit den Südburgenländerinnen kommt ein Team, das im Frühjahr kräftig aufgezeigt hat: Vor allem der Erfolg gegen Kleinmünchen hat bewiesen, dass sich kein Spitzenteam gegen die Frauen aus dem Süden auf der sicheren Seite wöhnen darf; vielleicht gerade deshalb die richtige Herausforderung für das Landhaus-Team mit der ebenso jungen wie viel versprechenden Mittelfeldachse um Isabella »Pampam« Berger und Nadine Prohaska. Für Tore sorgt hoffentlich die erst 16-jährige Stürmerin Melanie Wenhardt – gegen die meisterlichen Neulengbacherinnen konnte sie immerhin zweimal scoresn.

Adresse: Jochbergengasse, 1210 Wien
Tel.: (01) 292 42 71
Anreise: U 6 Floridsdorf, dann weiter mit Strb. 31 bis Station Siemensstraße

Oberliga B: Columbia Floridsdorf – Gerasdorf; Samstag, 19. 5., 16 Uhr: Der mutmaßlich spannendste Titelkampf im Unterhaus tobt derzeit in der Oberliga B. Bei Redaktionsschluss war das Spitzentrio gerade einmal durch zwei Punkte getrennt. Neben dem in Lauerposition befindlichen SV Aspern sind es vor allem die Gerasdorfer, die den Aufstiegsambitionen der Floridsdorfer Columbia hart zusetzen. Insofern lässt sich das direkte Aufeinandertreffen dieser Teams als richtiges Endspiel bezeichnen. Der Sieger wird wohl kaum noch aufzuhalten sein, und über ein Unentschieden würden sich wohl nur die Herrschaften aus Aspern richtig freuen ...

Adresse: Überfuhrstraße 2b, 1210 Wien
Tel.: (01) 270 85 11
Anreise: 33B

Regionalliga Ost: Fernwärme Vienna – PSV Team für Wien; Freitag, 25. 5., 19 Uhr: Aus der Traum – oder doch noch nicht ganz? Sowohl der

älteste und einem Fangesang zufolge »einzige« Fußballverein der Stadt als auch der Polizeisportverein waren mit Titelambitionen in das Frühjahr gestartet – und mussten diese in einem unerklärlichen Leistungswechselbad begraben. Zurzeit liegen beide Teams gleichauf – allerdings nur auf den Rängen drei und vier, mit fünf bzw. zwei Punkten Rückstand auf Schwadorf und den WSK. Jetzt kann nur noch ein Stolpern des Führungsduos helfen – bei gleichzeitiger Makellosigkeit der eigenen Ergebnisse. Insofern erwartet die ZuschauerInnen an diesem vorpfingstäglichen Freitagabend vor der beeindruckenden Kulisse der Hohen Warte möglicherweise doch noch ein richtiger Knaller.

Adresse: Stadion Hohe Warte,
Klabundgasse, 1194 Wien
Tel.: (01) 368 61 36
Anreise: Strb. 37

Helmut Neundlinger

ändert. Abschluss und Höhepunkt bildet die in der Saison 2001/02 gewonnene Meisterschaft – die bislang letzte, die nicht in den Wienerwald nach Neulengbach wandert. Von 1990 bis 2000 ist sie zudem eine Fixgröße im Nationalteam, meist im zentralen Mittelfeld. Das nach der Matura aufgenommene Medizinstudium bleibt auf der Strecke. »Ich hätte mehr lernen müssen, aber dafür war ich viel zu fanatisch, was den Sport betrifft.« Entacher sattelt um: Sie absolviert die Ausbildung zur Röntgen-Assistentin, nimmt die Arbeit in diesem Beruf auf und übt ihn bis heute aus, ohne es je bereut zu haben.

Noch während ihrer aktiven Zeit übernimmt sie zusätzlich den vereinsinternen Nachwuchs und betreut diesen über zehn Jahre hinweg. Aus diesem Grund beginnt sich auch die Trainerausbildung: Nach der Nachwuchs- und der B-Lizenz erlangt sie schließlich die A-Lizenz, die höchste Ausbildung abgesehen von der Profi-Lizenz. Damit wäre sie berechtigt, einen Klub in der Red-Zac-Liga, der zweithöchsten Herrenspielklasse, zu übernehmen.

Probleme mit der Akzeptanz von männlicher Seite erfährt sie hauptsächlich in den niederen Ausbildungsregionen, »was vermutlich mit dem geringen fußballerischen und leider auch geistigen Niveau zu tun hat. Aber nachdem ich den einen oder anderen Kollegen schwindlig gespielt hatte, wuchs der Respekt.«

Mit den steigenden Anforderungen schwinden die Vorbehalte. Die A-Lizenz absolviert sie nicht

nur gemeinsam mit Neulengbach-Trainerin Olga Hutter, sondern auch mit den Ex-Tirol-Stars Andrej Lesiak und Stanislaw Tschertschessow. Auch wenn ihr das Mitspielen in den praktischen Übungen aufgrund des höheren Tempos zusehends schwerer fiel, stellt Entacher ihren Profi-Kollegen in puncto Kollegialität ein ausgezeichnetes Zeugnis aus. »Im gemeinsamen Erarbeiten der Trainingspläne und Übungsprogramme habe ich mich immer ernst genommen gefühlt.«

Die Zukunft

Für den Frauenfußball würde sie sich eine flächendeckende Professionalisierung der Trainerausbildung wünschen. »Die A-Lizenz

soll, so weit ich weiß, zumindest für die Bundesliga bald verpflichtend eingeführt werden. Zurzeit verfügt neben mir und Olga nur eine weitere Person über eine solche.« Die zunehmende Ausgeglichenheit der Zehnerliga in der laufenden Saison deutet sie als Frucht des allorts gestiegenen Trainingsaufkommens, auch wenn da ihrer Ansicht nach noch weitaus mehr möglich wäre.

Abgesehen von der regelmäßigen Arbeit in den Bereichen Taktik und Kondition in den drei zweistündigen Trainings pro Woche legt Entacher besonderen Wert auf die gemeinsame Analyse der Matches. »Wenn ein Spiel besonders schlecht ist, müssen die Spielerinnen die Analyse selber machen – und anschließend konfrontiere ich sie mit dem, was ich aus meiner Perspektive wahrgenommen habe.« Wichtig ist ihr dabei ein partnerschaftlicher Stil in der Kommunikation. »Je autoritärer ich auftrete, desto weniger Information erhalte ich von der Spielerin«, glaubt Entacher und berichtet von ihren eigenen Erfahrungen. Zu oft habe sie Trainer erlebt, die Spielerinnen einfach nur niederbrüllen oder schulterklopfend loben,



Landhauskuscheln nach vollbrachter Arbeit

aber weder eine Lösung anbieten noch ihre Zufriedenheit begründen. Diesem Mangel an Sprache will sie mit der differenzierten Erarbeitung der Problemlage in der gemeinsamen Reflexion begegnen. Dabei hört sie auch auf Kritik aus dem Umfeld, etwa seitens der Eltern der Spielerinnen. »Ich kann gut einstecken, aber dafür erwarte ich mir umgekehrt von den anderen auch Kritikfähigkeit.«

Zwei Ziele formuliert sie für ihre Arbeit. Erstens: den Gewinn der Meisterschaft oder des Cups – »alles andere zählt nicht«. Darüber hinaus »möchte ich den Mädels das weitergeben, was ich selbst gelernt habe«. Sollte das gelingen, ist Ersteres wohl nur eine Frage der Zeit.

Helmut Neundlinger

COACHING ZONE

VON UWE MAUCH



Wickelkunde

Anruf von Reinhard Prens (er ist Spieler-Manager des österreichischen Literaturnationalteams), hörbar besorgt: »Sag, was ist los bei euch?« – »Könnt ihr gegen uns überhaupt noch spielen?«

Hintergrund der angemeldeten Zweifel: Freund Prens hatte in der vorletzten Coaching Zone über die internen Wickel im Team von Schwarz-Weiß Augustin gelesen.

Man konnte ihn beruhigen. Konnte dann auch gegen die Literaten antreten (Bericht über das inoffizielle »Länderspiel« in der nächsten Ausgabe).

Doch vielleicht ist an dieser Stelle eine kleine Wickelkunde angebracht: Die Rubrik Coaching Zone versteht sich als ein offenes Fenster in Umkleidekabine und Coaching Zone des Augustin-Teams. Unvermeidbar, dass hier auch Krisen-Voyeuere auf ihre Rechnung kommen. Denn »in der Zone« wird nicht lange schöngefärbt, hier wird – wenn notwendig – Klartext geschrieben.

Erkennbar auch: Für Nicht-Augustiner mutet mancher interner Wickel nachhaltiger an, als dies die Beteiligten gemeinhin wahrnehmen.

Faktum ist, dass die Mannschaft auf sportlicher Ebene zuletzt weiteres Lehrgeld zahlen musste: Auswärts gegen den FC Schamott mit 1:2 und daheim gegen eine sympathische Hobbytruppe aus der Steiermark mit 1:6. Damit wurde im Frühjahr noch kein einziges Outdoor-Spiel gewonnen.

Faktum ist aber auch, dass die Konflikte in der Mannschaft nicht weiter eskaliert sind, ganz im Gegenteil. Wichtig anzumerken ist auch, dass die Augustiner bei Training und Spiel zumindest zeitweise an unser Motto (schönen, ehrlichen, fairen Fußball spielen) anknüpfen konnten.

So wird an dieser Stelle auch weiterhin von Höhen und Tiefen der vielleicht exotischsten Fußball-Elf Wiens zu lesen sein. Es wird weiterhin Niederlagen, es wird aber auch wieder Siege geben. Mit dem Unterschied, dass beim Augustin die Siege intensiver gefeiert und die Niederlagen mehr als anderswo bejammert werden.

Mal sehen, welche Emotion nach dem Spiel gegen die Poeten dominiert! ■

Der tischnahe Kleiderhaken und andere Kriterien des Wirtshauses

Das Seidel/Achterl-Prinzip

Was ist der historische Unterschied zwischen einem Gast und einem Wirtshaus? Das Wirtshaus war das Haus, in dem der Wirt des Gasthauses wohnte und wo er einen Raum freimachte, in dem seine Stammgäste auch noch außerhalb der Sperrstunde zu ihren Vierteln kommen konnten. Eine Ausstellung im Wien-Museum lässt beides hochleben.

Bereits die Römer hatten in Vindobona ihre Tavernen. In der gesamten Stadtgeschichte waren die Gasthäuser immer wichtige Einrichtungen für Kommunikation. Hier wurden in Sälen politische Versammlungen abgehalten, oder die Gäste verschwanden in den über 90 Spelunken des berühmten Spittelbergviertels in die »Extrastüberln« mit Damenbegleitung.

Karl Marx war nur einmal in Wien: Vom 27. August bis 7. September 1848. Hier hielt er unter anderem beim Demokratischen Verein im Gasthaus »Zum Engländer« in der Währinger Straße einen Vortrag. Ob er auch eine Exkursion auf den Spittelberg unternahm, ist nicht belegt.

Während das Kaffeehaus als Treffpunkt des Bürgertums galt, waren die Gasthäuser die »Wohnzimmer« des Proletariats. Denn in den mit »Bettgehern« doppelt belegten Sub-



Die Bildhauer Oswald Stimm und Kurt Seehofer im Gasthaus Mehler, 1020 Wien

Foto: DIDI SATTMANN

standard-Wohnungen der Arbeiter ließ es sich nicht wohnen, sondern nur schlafen und hausen. Außerdem war das Heizen teuer. Im Gasthaus wärmte nicht nur der Wein, sondern in der Mitte des Lokals außerdem ein gusseiserner Ofen.

In Neulerchenfeld waren 1803 von 155 Häusern 83 Wirtshäuser. Noch in den 60er-Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es den gängigen Spruch, dass »in Ottakring und Meidling jedes Hauseck ein Wirtshaus« habe.

Mit den größeren Wohnungen, in denen auch bald Fernsehgeräte zum Mobilar gehörten, änderte sich das Freizeitverhalten der Leute. Es folgte ein Kaffeehaus- und Beiselsterben.

Seit einigen Jahren ist für beide Institutionen eine Renaissance festzustellen. Während das Wiener Kaffeehaus längst zu den Touristenattraktionen zählt, gab es nun auch bei Gasthäusern (leider zu oft) einen Wandel: Viele wurden künstlich zu »urigen« noblen Feinschmeckerlokalen mit »Nouvelle Cousine« umgemodelt.

Doch in jedem Bezirk gibt es sie noch immer: die Wirtshäuser.

Die Kennzeichen

Direktor Wolfgang Kos, Mitgestalter der Ausstellung von 700 Objekten, ortet 10 Kennzeichen, die ein »echtes« Wirtshaus ausmachen:

1. Schank – und Kühlwand.
2. »Ein bestimmender Faktor für die Raumatmosphäre« ist die Wandverkleidung: »Dank der halbhohen Bretterwand wirkt auch das unwirtlichste Wirtshaus gemütlich. Funktionell gibt es Parallelen zum Zaun: Innen ist man geborgen, draußen lauert die Gefahr ...«
3. Brett mit Haken, das den Vorwand zum »Tschuldigen, darf ich meinen Mantel ...« bietet: »Dienen die tischnahen Haken auf subtile Art der Kontaktabahnung? Oder machen sie eher grantig, weil dauernd jemand beim Essen stört?«
4. Der Raumteiler ist eher im Verschwinden.
5. Der Tisch: »das zerfurchte Relief eines Wirtshaustisches ist ...

auch Protokoll harter Arbeit. Dazu kommen singuläre Ereignisse: Brandflecken, Stichwunden, Einkerbungen ...«

6. »Man ging ›Zum Wirt‹. Diese persönliche Bindung ist geblieben. Auch heute noch wird erwartet, dass die Betreiber einer Gastwirtschaft persönlich im Lokal anwesend sind. Deshalb scheiterten bisher alle Versuche, Wirtshausketten aufzuziehen.«

7. Die schwarze Tafel ist die »letzte Bastion der Handschrift im Stadtraum ...«

8. Seidel und Glaser! »Man trinkt in kleinen Schritten, nach Art eines Abonnements: Zuerst ›a Achterl‹, dann ›no a Achterl‹ usw. So kann man immer wieder den ersten Schluck genießen ...«

9. Das (Maggi-)Würz-Ensemble
10. Stammtischzeichen: »Es kann prächtig altdeutsch sein oder an ein Amtstaferl erinnern. Die Bedeutung ist unmissverständlich: Hier endet der öffentliche, offene Gastraum, hier herrschen private Regeln ...«

Alexander Weiss

I N F O

Wien Museum: »Im Wirtshaus – eine Geschichte der Wiener Geselligkeit« bis 23. September 2007, Informationen unter www.wienmuseum.at

»Die Rückeroberung der Stammtische«: Ausstellung und Veranstaltungsprogramm in der Vivariumstraße 13, 1020 Wien
16. 5.: Stimmgewitter Augustin
31. 5.: In memoriam Gerald Bisinger, Gerhard Kny, Eva-Maria Geisler und Rainer Pichler

Wien VII. Weghuberpark Volkstheater

N° 71



WIENER AUSFAHRTEN

Die folgende Geschichte ereignete sich in der Woche vor Ostern im Jahre 2007. Vor dem Wiener Volkstheater sammelte sich eine Menschenmenge, um die Öffnung der Kassa abzuwarten. Ödön von Horvaths »Glaube, Liebe, Hoffnung« stieß beim Publikum auf großen Zuspruch; eine von der Kritik gut bewertete Aufführung fand auch am Ende der Laufzeit noch großen Anklang. Abseits des Haupteingangs hatte ein Rollstuhlfahrer seine Zelte aufgeschlagen. Den Blick in die Ferne gerichtet und die Arme vor dem Oberkörper verschränkt, stand er da. Die Menschenmenge, welche zu den Stufen des Theaters wogte, teilte und schloss sich vor und hinter ihm. Hinter dem Rollstuhlfahrer sah man in einem militärgrünen Zelt ein paar Flaschen Wein, einen Schlafsack, einen Bunsenbrenner, etwas Kochgeschirr und ein vorsintflutliches Transistorradio. Vom Zeltgiebel wehte eine Piratenflagge.

Ein Radfahrer war auf den Zeltbewohner aufmerksam geworden, er stieg vom Rad ab und kämpfte sich durch die Menge, bis er vor dem Zeltbewohner stand.

»Ich weiß zwar nicht, welch trauriges Schicksal Sie von Groß-Jedlersdorf an den Weghuberpark verschlagen hat, und es ist vielleicht besser, ich erfahre den Grund Ihrer seltsamen Demonstration nicht, dennoch drängt es mich, Ihnen zu sagen, dass Sie sich besser die Aufführung ansehen sollten als Zeit und Energie im Benzindunst zu vergeuden. Im Übrigen grüße ich Sie, geschätzter Groll.«

Mit einem kleinen Lächeln nickte Groll seinem Freund zu. »Verehrter Herr Dozent, ich erwidere Ihren Gruß. Und ich setze hinzu, dass ich mitnichten vorhabe, hier zu verweilen, während ein paar Meter weiter eine bemerkenswerte Inszenierung abläuft. Selbstverständlich werde ich rechtzeitig mit meinem Zelt im Zuschauerraum des Volkstheaters

sein und der Aufführung, mit Fernstecher und Hörrohr gerüstet, bewohnen. Denn die Behindertenplätze in diesem Haus sind wahre Eselsbänke, von denen man die Bühne nur weit entfernt als hellen Fleck wahrnimmt, von dem undeutliche Laute ausgehen. Wohl aber lässt es sich im Rücken des Geschehens trefflich speisen, zelten und Radio hören. Ich erinnere mich aber auch, bei ruhigen Aufführungen und dunklem Bühnenbild zwei Stunden erquickenden Schlaf genommen zu haben, aus dem erst der Schlussaplaus mich hochschrecken ließ.«

»Falls Sie nicht fernsehen und jausnen und auch nicht einschlafen. Wie gedenken Sie nach der Aufführung zu verfahren?« fragte der Dozent.

Dann werde er sein Zelt wieder vor dem Haus aufschlagen, sagte Groll. Irgendwann müsse der berühmte Direktor Schottenberg ja auch an ihm vorbei, und dann werde er, Groll, den Theatermann fra-

gen, welcher Teufel die Verantwortlichen des Volkstheaters reite, dass sie in zwanzig Jahren trotz hundertfacher Bitten, Ermahnungen und Protesten nicht in der Lage waren und sind, das Haus barrierefrei zugänglich zu machen. Weder das Pausenfoyer noch die Rote Bar, noch die dort stattfindenden Aufführungen und Lesungen seien für behinderte Menschen erreichbar, es gebe nach wie vor keine Behindertenparkplätze für Zuseher (der bestehende sei für ein Mitglied des Ensembles), die Stehplätze seien ein schlechter Witz und Spiegel sowie Handtrockner auf der Behindertentoilette seien nur für großgewachsene Personen, keinesfalls aber für Menschen im Rollstuhl benutzbar.

»Seit zwanzig Jahren kämpft die Behindertenbewegung um die Beseitigung dieser Diskriminierungen, und ebenso lang dauert das Schweigen des Volkstheaters. Selbst behinderte Autoren vermochten es nicht, die Verantwortlichen des Theaters auch nur um einen Millimeter zu bewegen. So viel Sturheit, Ignoranz und Beton in den Köpfen ist mir in dieser Stadt, die für unsereins bekanntlich kein leichtes Pflaster ist, noch nicht untergekommen. Wenn man noch dazu weiß, dass beim Stadtrat für Kultur ein Budget für die Zugänglichkeit von Theatern abrufbereit liegt, dass also die Herrschaften vom Volkstheater nicht einmal in der Lage sind, dieses Geld und die Sanierung abzurufen, dann werden Sie verstehen, warum ich von nun an auf diesem Gipfel der menschlichen Eiseskälte biwakieren werde.«

Der Dozent antwortete nicht. Aber er stellte sein Rad ab, verschloss es mit drei mächtigen Vorhängeschlössern, hockte sich neben Groll und griff nach einer Flasche Zweigelt aus dem Zelt.

Erwin Riess



FOTO: MARIO LANG

Irgendwann musste der Theaterdirektor ja auftauchen

A U F G ' L E G T

CLARA LUZIA

»The Long Memory«
(Asinella/Hoanzl)
www.claraluzia.com

Nach dem Bandprojekt Alalie Lilt war es Clara Luzia eher nach Rückbesinnung auf die eigenen Zugänge. Was Anfang 2006 als Soloprojekt begann, entwickelte sich schon bald wieder Richtung Bandformat. Mit ihrem letztes Jahr erschienenen Debüt »Railroad Tracks« verzauberte sie mit klassischem Songwriting. Aufrichtig und unverhüllt. Obwohl sie sich als zart chaotisch mit einem Hang zum Herumbrodeln beschreibt, hat sie kaum ein Jahr später ein neues Album parat. Mit »The Long Memory« bleibt Clara Luzia auf Linie. Zerstreut und verspielt rührt sie Herzen. Eine persönliche Zeitreise erzählt von besseren und weniger guten Zeiten, doch immer mit Blick nach vorne. Variantenreich instrumentiert von der Gitarre bis zum Glockenspiel, kommen auch Akkordeon und Kniegeige zum Einsatz. Große Melodien. Großes Album. Zeitlos schön.



MIKA VEMBER

»Now or Now«
(Asinella/Hoanzl)
www.myspace.com/mikavember

Von Clara Luzia zu Mika Vember ist es nicht weit. Wie Clara Luzia kommt auch Mika Vember aus demselben Stall: Asinella Records, das Label mit dem Esel. Darüber hinaus ist Mika auch für Percussion und Backing-Vocals bei Clara zuständig. Und dann gibt es aber auch den eigenen Kopf. Die verhinderte Clownin gibt nicht nur die Teamspielerin, sondern agiert auch in eigener Sache. Mit »Now or Now« lebt sie ihre eigenen Welten. Selbstbewusst. Es wird an Fassaden gekratzt und in Abgründen gestochert. Dreizehn Eigenkompositionen auf Singer-Songwriter-Basis, was wieder Vergleiche mit Clara Luzia auf den Plan ruft, was sich dann doch nicht vergleichen lässt. Die Stimme beherrscht das Geschehen, das Akkordeon verführt zu weilen zum Schunkeln und zwischen durch kann es vorkommen, dass die E-Gitarre ein bisschen böse wird. Ein gelungener Einstieg. Mika Vember – teamfähig, aber auch solo eine Macht.

(lama)



Herbert Achternbusch kontert erneut mit Hitler

AM ANFANG WAR DER APFELSTRUDEL

Wäre doch der Apfelstrudel in Wien etwas »fester, bissiger« gewesen, so hätte Adolf Hitler darauf verzichtet, ein tausendjähriges Reich zu installieren.

Herbert Achternbusch, ehemaliger Filmemacher und Hauptdarsteller in den eigenen Streifen, bildender Künstler und Schriftsteller, lässt die Strudel-These bar jeder Logik in seinem Theaterstück »Der Weltmeister« los. Das 2004 im Verlag Bibliothek der Provinz erschienene Stück wird zurzeit im Volkstheater, im Empfangsraum – vorher das so genannte Führerzimmer – unter der Regie von Martin Oelbermann aufgeführt.

Der Bayer mit Nebenwohnsitz Waldviertel gilt allgemein bloß als Provokateur und Spinner, doch seine oft im Eiltempo ohne besondere Reflexion verfassten Werke bestechen durch unvergleichlichen Sprachwitz und spontaner Geistes-schärfe im vordergründig Absur-

den und im politisch völlig Unkorrekten. Er meinte einmal, das Wort Kunst komme nicht von können, sondern von kontern. So kontert Achternbusch erneut – vor Jahrzehnten hatte er sich mit den unorthodoxen Filmen »Das letzte Loch« oder »Heilt Hitler!« bereits intensiv mit der Nazi-Thematik beschäftigt – mit einem Hitler-Stück.

Adolf Hitler, der Weltmeister im Superman-Kostüm, trägt seine Initialen auf der Brust und sabbert das ganze Stück hindurch – nicht aus dem Mund, sondern aus der Unterhose. Sehr praktisch, denn der zähflüssige Köpersaft dient ihm beim Scheitelziehen als Haargel. Der völlig durchgeknallte Führer, großartig von Andy Hallwaxx gespielt, erklärt im familiären Setting der Achternbuschs und Bierbichlers – Biografisches offen einzuflechten, gehört zum achternbusch'schen Standardrepertoire –, die Juden nicht zur Gänze vernichtet zu haben, damit diese heutzutage

gegen den Islam auftreten könnten. »AH« verzapft nur Schwachsinn, dem Mutter Achternbusch völlig verfällt.

»Der Weltmeister« ist ein wohlthuendes Gegenstück zu den aktuell bekannteren (cineastischen) Vergangenhheitsaufarbeitungen im Stile Bernd Eichingers »Der Untergang«, doch die großen verstörenden Qualitäten des Herbert Achternbusch dringen leichter durch, wenn er selbst seine Stoffe verfilmt. Das Volkstheater serviert bloß einen Achternbusch light.

reisch

I	N	F	O
»Der Weltmeister«			
Am 9., 15. und 20. Mai, jeweils um 19.30 Uhr			
Eintritt: € 10,-			
(Kartenreservierung empfohlen!)			
Volkstheater			
Tel.: (01) 52 111-0			
www.volkstheater.at			

Musizieren zu Kim Gordon von Sonic Youth

KARAOKE IM JURTEZELT

Die heißeste Karaoke-Bar ist das »Monkey« im oberösterreichischen Micheldorf. Und der affigste Sänger zur Konservenmusik interpretiert dort gern nach ein zwei »Rüscherl« (ein Mixgetränk aus Cola und Rum, Anm. d. Red.) mit Inbrunst »Wahnsinn, dich so rücksichtslos zu lieben«, also das Lied »Wahnsinn«, der wohl perfektste deutsche Schlager, original interpretiert von Roy Black, getextet von Irma Holder. Dieser Bericht aus dem Kremstal soll nur dazu helfen, sich eine gewöhnliche Karao-

ke-Show auszumalen. Das MAK bietet nämlich eine außergewöhnliche mit umgekehrten Vorzeichen an, und zwar das »Reverse Karaoke«. In der erhabenen Säulenhalle des MAK wird ein Jurtezelt aufgebaut und mit Musikinstrumenten, die jeder herkömmlichen Garagenband gehören könnten, ausgestattet. Rein ins Zelt, die Instrumente schnappen und aufgeigen, denn dort wartet ein Band mit dem Gesang der in New York lebenden Musikerin und bildenden Künstlerin Kim Gordon. Die Session zur Stimme Gordons wird natürlich aufgezeichnet und auf CD gebrannt. Für die CD-Covergestaltung liegen auch noch Stempel bereit. Dazu Jutta Koether, die gemeinsam mit Kim Gordon diese Installation im Jahr 2005 zum ersten Mal zum Einsatz brachte: »Reverse Karaoke fungiert im Sinne von temporären autonomen Zo-

nen, jedoch unter den pseudoökonomischen Bedingungen, die Leute in Karaoke-Bars treibt« (aus: Skug – Beilage zu Into the City). Ich fahre nie wieder zum Wahnsinn nach Micheldorf.

reisch

I	N	F	O
»Reverse Karaoke«			
Di., 15. Mai, 20 Uhr			
Eintritt frei!			
MAK-Säulenhalle			
Stubenring 5			
1010 Wien			
www.mak.at			

WUK	
> Fr 11. Mai, 20 Uhr	MICK HARVEY (NICK CAVE & THE BAD SEEDS)
> Di 15. Mai, 20 Uhr	MARKUS KAVKA
> Mi 23. Mai, 20 Uhr	SERGENT GARCIA
>> Gewinne 2x2 Tickets!	
Sende eine Mail mit dem Betreff <i>El Sergento</i> bis 21. Mai 2007 an: gewinnspiel@wuk.at !	
Währinger Straße 59, 1090 Wien, www.wuk.at	

Die Grundsteingasse wird auch schön

PARALLELWELT IN OTTAKRING

»A lles wird schön« lautet heuer das ironische Motto von »Soho in Ottakring«, denn das Brunnenmarktviertel sollte bis zum Jahr 2010 fein herausgeputzt sein. Das Kunstfestival dreht sich im Wonnemonat Mai um Perspektiven auf Schönheit und das Hässliche, und wer die ästhetische Definitionsmacht beansprucht.

Eines unter der kaum noch überschaubaren Menge an Projekten und Veranstaltungen ist »Spinnerei. Ein Sittenbild«. Diese Installation und Ausstellung, am 26. Mai und 2. Juni jeweils von 9 bis 14 Uhr an einem Marktstand in der Brunnengasse zu

sehen, setzt bei der weiblichen Konnotation des textilen Handwerks an. Ausgehend vom Spinnen verläuft der rote Faden zum männlichen Blick, der je nach Kulturkreis den weiblichen Körper mehr oder weniger in Textilien gehüllt wünscht. Dabei treiben die Künstlerinnen Seher Cakir, Petra Hummer, Irene Kainz und Isabella Pessl mit ihren Fotografien die Kleidungskulturellen in die Dichotomie: Tief ausgeschnittenes Dirndlkleid versus verhüllende Burka.

Den Kunst hype rund um die Brunnengasse treibt zwar das Soho-Festival voran, doch für die ersten struk-

turierten Atelierrundschau, die in den späten 1980er Jahren ihren Ausgang nahmen, ist eine Gruppe von KünstlerInnen aus der Grundsteingasse und nächster Umgebung, die seit 2003 unter »Grundstein« auftreten, verantwortlich. Das Projekt »Grundstein« ist im Vergleich zu Soho ein viel leiseres, das sich aufgrund ihrer Pionierarbeit im Grätzler auch erlaubt, den gleichen Zeitraum wie das entfernt verwandte und ungleich berühmtere »Soho« zu wählen. »Grundstein« vermeidet tunlichst den Eventcharakter und möchte vielmehr auf die das ganze Jahr über im Brunnenmarktgrätzler

stattfindende Kunst- und Kulturproduktion hinweisen. Und als Beleg für die nachhaltige Arbeit liegt nun ihre erste Zeitung vor. Ein wunderschönes und auch witzig gestaltetes Blatt, das als Steckbrief auf der Suche nach Grätzlerkunst in Ottakring dient.

reisch

I	N	F	O
www.grundstein.at www.sohoinottakring.at			
Beide Festivals finden von 19. Mai bis 2. Juni statt.			

Wie sinnvoll ist das Gerede von der »Parallelgesellschaft«?

ANSTÄNDIGE TIROLER, SUSPEKTE TÜRKEN

Es gab Zeiten, in denen Wirtschaftsflüchtlinge u. a. wie TirolerInnen ausschauten und wie TirolerInnen sprachen. Und es waren TirolerInnen. Sie gründeten, weil sie in den Alpentälern zum Verhungern verurteilt waren, im 19. Jahrhundert oder während der Krise des Jahres 1933 Kolonien in Lateinamerika. Die Resistenz mancher ihrer Nachfahren gegenüber den Verlockungen der Assimilierung bzw. ihr inszeniertes Hochhalten des Tirolertums »im Dschungel« findet in ihrem Herkunftsland allgemeinen Zuspruch. Aber in der Colonia Tirol im brasilianischen Bundesstaat Espirito Santo sprechen nur mehr die Alten den Stubaier Dialekt. »Some little Istanbuls« heißt das Mai-Monatsprogramm des Aktionsradius Wien, in dessen Rahmen am 29. Mai am Gaußplatz 11 über die Miniaturtirols in Brasilien und Peru informiert wird.

Was haben die Tirolersiedlungen



FOTO: MEHMET EMIR

Wer »integriert euch!« fordert, muss vorher signalisieren: »Ihr sed willkommen!«

im Indio-Land mit Klein-Istanbul zu tun? Klein-Istanbul ist die manchmal liebevolle, manchmal wertneutrale, oft aber pejorative Bezeichnung für ein Wiener Grätzl mit überproportionalem TürkinInnen-Anteil. Der Aktionsradius Wien versucht, populis-

tischen Dämonisierern von »Ghetos« der Einwanderermilieus bei Gelegenheit ihre Doppelmoral entgegenzuhalten. Wenn nämlich »Die Unseren« sich in der Fremde erfolgreich gegen Assimilierungstendenzen wehren, wie eben lange Zeit die

Tiroler Kolonien in Lateinamerika, gilt das als Zeichen von Würde, Ehre, Anstand und Tirolertum. Wehe, wenn die Muslime in Wien sich ebenso abkapselten wie die »Unsrigen« überm großen Teich. Sofort schwebt das Horrorszenario »Parallelgesellschaft« im Raum.

Aber ist das Gerede von einer Parallelgesellschaft überhaupt sinnvoll? Alle empirischen Untersuchungen widersprechen dem Verdacht, dass die MigrantInnen im großen Stil die Integration verweigern. Umgekehrt: Das »Gastland« verweigert ihnen die volle Zugehörigkeit – fördert es so nicht Abkapselungswünsche? Verursacht

das nicht den Run aufs Kopftuch? Antworten drauf versuchen türkische und österreichische Intellektuelle bei einer Podiumsdiskussion am 15. Mai. Gesamtprogramm: www.aktionsradius.at

R. S.

Zum 4. Mal fand das Linzer Filmfestival Crossing Europe statt

Bayrische Jobs, amerikanische Jobs u. a.

Eine große Werkshalle im bayrischen Theresienthal. Einige Männer zwischen Mitte 30 und Mitte 50, sie tragen Arbeitskleidung, hantieren mit langen Stäben, jeder Handgriff sitzt. Schneeballgroße Mengen einer zähen, scheinbar heißen Flüssigkeit werden gerollt, abgeschnitten und durch die dünnen Rohre aufgeblasen.

Die Männer sind in ständiger Bewegung, einem natürlichen Kreislauf gleich werden die sich zu Trinkgläsern formenden Glaspitzen von einem zum anderen weitergegeben. Die Kommunikation darüber scheint perfekt, auch wenn kein einziges Wort fällt. Auf diesen Moment haben die Glasbläser von Theresienthal viele Monate gewartet.

Nach über 500 Jahren Handwerkstradition hatte die Glashütte im Jahr 2001 Insolvenz anmelden müssen. Der Druck des Marktes, vor allem durch Ware aus Billiglohnländern, war zu groß, Managementfehler taten den Rest. Herr Hannes, ein halbes Leben lang Betriebsleiter in der Glashütte, wollte nicht dran glauben, dass dies alles gewesen sein soll. Er sollte Recht behalten.

Zu Beginn von »Die Unzerbrechlichen«, einer Dokumentation von Dominik Wessely, sehen wir Herrn Hannes, wie er im stillgelegten Handwerksbetrieb seine Runde macht, um nach dem Rechten zu sehen. Während der nächsten rund 90 Minuten begleiten wir ihn auf dem Weg in einen neuen Lebensabschnitt – für ihn und die Firma. Gemeinsam mit den ExpertInnen und dem Geld der Eberhard-von-Kuenheim-Stiftung, einer Stiftung der deutschen BMW AG, gelingt es, die Glashütte, in stark verminderter Betriebsgröße und mit einer modernisierten Produktlinie, wieder marktfähig zu machen. Mit zurückhaltender Kamera, die Privates gänzlich auslässt, bekommen wir einen Einblick in die Welt der unterschiedli-

chen ProtagonistInnen und ihrer Arbeitswelten – Glasbläser, Designer, Manager und FirmenretterInnen.

Zum vierten Mal fand Ende April das Linzer Filmfestival Crossing Europe statt, und zum vierten Mal wurde, in Kooperation mit der AK Kultur Oberösterreich, das Schwerpunktprogramm »Arbeitswelten« präsentiert. Fünf Dokumentationen zeigen Arbeitsalltage in Deutschland, Indien und China. Begleitet wurden einige der Filmvorführungen von ExpertInnengesprächen, die eine Übersetzung des Gesehenen in österreichische Arbeitswelten ermöglichen. So berichtete der AK-Insolvenzrechtsexperte Herbert Schnetzinger nach einem Screening von »Die Unzerbrechlichen« über Insolvenzfälle österreichischer Glasfabriken im Inn- und Waldviertel und den starken Parallelen zur Wiener Porzellanmanufaktur Augarten.

»In the USA everyone is rich«

Eine ganz andere Arbeitswelt zeigt die indische Dokumentation »John & Jane« aus dem Jahr 2005. Im Mittel-

punkt steht die Globalisierung von Dienstleistungen. Der konkrete Fall zeigt mehrere Porträts von MitarbeiterInnen eines riesigen Callcenters in Mumbai/Bombay. In 14-Stunden-Schichten telefonieren die so genannten Agents mit KundInnen in den USA. Irritierend wirken gleich zu Beginn die Bezeichnungen der verschiedenen Abteilungen in der Bürohalle: Virginia, New York und Florida steht auf den Schildern, die über den Köpfen der MitarbeiterInnen hängen. Schulungen in amerikanischer Ausdrucksweise und Kultur sollen den DienstleisterInnen zu mehr Erfolg am Telefon verhelfen. Einigen scheint das Vorgaukeln, in einem Büro in den USA zu sitzen, tatsächlich zu Kopf gestiegen zu sein.

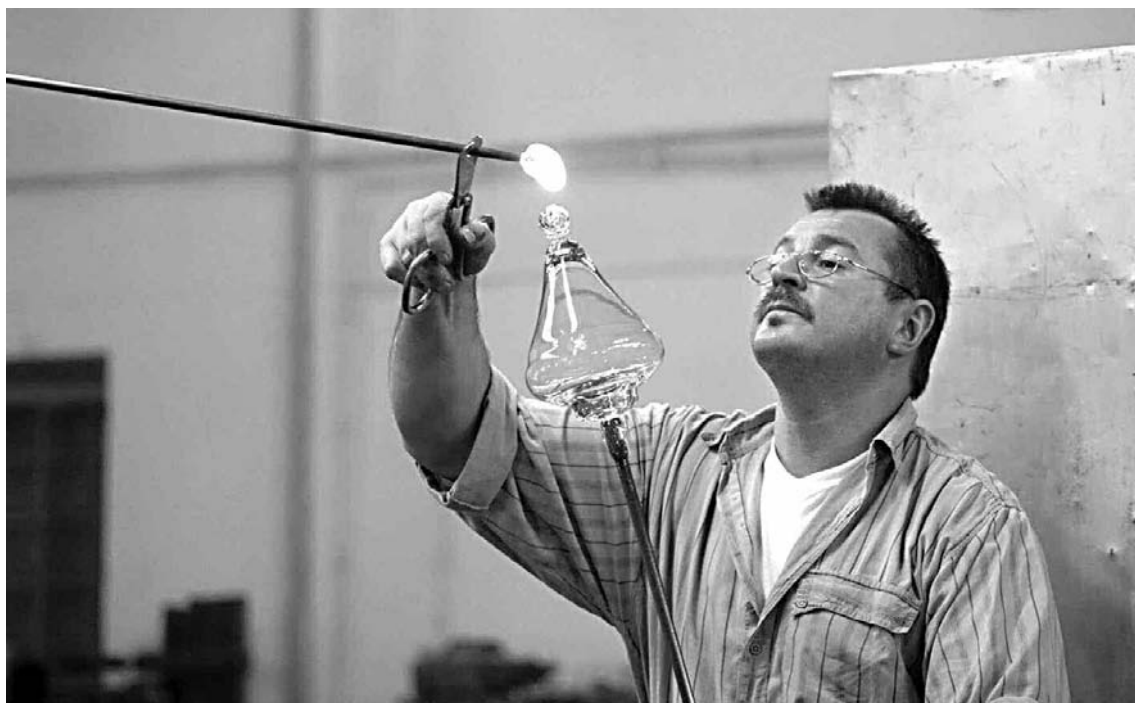
Von dieser »Tatsache« überzeugt, präsentiert »Osmond«, ein junger Callcenter-Mitarbeiter, stolz einen Kalender. Darin hat er bereits die Tage markiert, bis zu denen er es geschafft haben will, das begehrte Motorrad und die Luxusvilla in den USA zu besitzen. Sein Glaube daran scheint unterschütterlich.

Angesichts der perfekten und um-

fassenden Inszenierung eines Büroalltags in einer amerikanischen Großstadt scheint es auch nicht unbedingt notwendig zu sein, eine andere Realität, außerhalb von Firma und westlichen Shoppingcentern, wahrzunehmen.

Doch nicht alle der Callcenter-Agents mögen ihren Job. Glen, ein junger Mann, der noch zu Hause wohnt, fühlt sich ausgenutzt. Er hat es satt, seinen KundInnen am Telefon »Erste-Hilfe-Sets« anzudrehen. Ganz anders sieht dies die letzte Protagonistin der Dokumentation. Naomi, früher Namrata, will keine falschen Vermutungen aufkommen lassen und stellt – in akzentfreiem »american english« gleich klar, dass sie »a real natural blond«, also »eine echte Blondine« sei. Mit gebleichten Haaren, Augenbrauen und Wimpern, aufgehellter Haut und in westlicher Kleidung fällt sie auf, in den Straßen der indischen Millionenstadt. Sie liebt ihren amerikanischen Job und ihre amerikanische Lebensweise und träumt von einem Mann, der genau so ist wie sie: amerikanisch und blond.

Gerda Kolb



»Die Unzerbrechlichen«, Dokumentation von Dominik Wessely

Musikarbeiter unterwegs – zum Praterstern

Fluc – Die Perle vom Praterstern



**MUSIK-
ARBEITER
UNTERWEGS**

Anfang Mai feierte das Fluc sein fünfjähriges Bestehen. Ein Blick hinter die Kulissen eines erfrischend anderen Lokals.



FOTO: MARIO LANG

But is it art?

Fehler, großer Fehler. In 12 Jahren Wien konnte ich es vermeiden, mich am 1. Mai Richtung Prater zu bewegen. Heuer allerdings hatte eine Freundin dort zu tun, und so tuckelte ich im von mir sehr geschätzten Serdorthin. Eingeklemmt zwischen definitiv zu vielen Mitmenschen und über die Notwendigkeit einer breit angelegten Aufklärungskampagne »Körperhygiene jetzt!« sinnierend, die, überlegt man sich das mit den schmelzenden Polen, dem Ozonloch und dem zu erwartenden Hitzeaufkommen unserer Zukunft auf diesem Planeten, der Politik eigentlich schon unter den Achseln brennen sollte. Da hilft auf Dauer kein Kapital-Deo!

Die Erleichterung, die Bim verlassen zu können, währt kurz, schon reißt einen der Menschenstrom mit. (Was wollen die alle da? Verteilt Häupl gratis Streicheleinheiten und Trostworte?). Just hinterm Fluc und vor dem Zebrastreifen Richtung Prater muss meine arme Bekannte in einer feschen produktkonformen Jacke Dosen mit Radler verteilen, zwecks Produkteinführung. Eben: Geld verdienen sucks! Eine Geschichte für sich, die menschlichen Niederungen, die sich da auftun. Vom gewitzten Teenager, der anmerkt, dass er zwar erst 15 ist, aber schon Alkohol trinken darf, bis zu den neunmalklugen Erwachsenen, die gerne Dosen im großen Stil horten würden. Schmeckts überhaupt? Egal, gratis!

Wäre Gusenbauer-Ausbuhen am Rathausplatz die bessere Alternative gewesen? Mitnichten, denn trotz Buhen, die roten Charakter- und Handlungsdefizitäre hätten einen als 1.-Mai-Marschierer gezählt. It's only Statistik, aber sie lügt so schön. Nach kurzem Pausen-Smalltalk lasse ich mich zurücktreiben und biege

mit äußerster Entschlossenheit (Ellbogen!) zum Fluc ab, auf dessen Terrasse ein paar entspannte Seelen dem seltsamen Treiben noch nicht einmal zuschauen. Im offenen Fenster eine Box, und aus der tönt – Manna vom Himmel! – herrliche Musik, die Ramones! Drinnen auf der Bühne ist Marcus Neve als DJ am Werk, der den Club Kleinfisch betreibt, von 14 bis 16 Uhr eröffnet er die 5-Jahres-Feier des Fluc, die dem ersten Mai endlich wieder einen Sinn gibt.

Nadelöhr, Kino, Musiklabor

Joachim Bock, einer der drei Fluc-Betreiber, spricht zwei Tage später vom Nadelöhr, das zur Atmosphäre des Lokals beiträgt – »Man muss hier vorbei.« Mario merkt an, dass es auf der Terrasse wie im Kino ist. Großes Kino, Kino Praterstern, bewegte Bilder.

Im offenen Fenster steht eine rote Rose, wir sitzen im noch leeren Lokal, neben Bock mit Sabine Schwärzler. Martin Wagner komplettiert das Trio, das die Fäden des Fluc in Händen hält. Bock: »Martin und ich kennen uns seit 91, wir haben beide

Kunst studiert, an der Angewandten.« Projekte, die das Duo unter dem Titel »Fluctuated Rooms« umsetzt, sind die Keimzelle des Fluc, darunter Konzerte im Rhiz. Im Frühling 2002 mietet sich der Kunstverein im Bahnhofsbau Praterstern ein, in den Räumen des Plattengeschäfts Carola. Die Affinität zu Kunst und elektronischer Musik ergibt die Eckfeiler von Sound, Look und Publikum des neuen Lokals, ein Hauch von Improvisation, von Auf-dem-Sprung-Sein, ein sich veränderndes Innenleben trägt zum Charme des Lokals bei, gut 6 Monate gibt es bis März 2005 auch die Fluc Mensa für größere Konzerte und Clubs.

Am 1. April 2006 sperrt das neue Fluc auf – ein Haus weiter gewandert Richtung Prater. Wenig später folgt die Fluc Wanne. Mit dem Architekten Klaus Stammann umgesetzt hört sich das Erfüllen diverser offizieller Auflagenkataloge in der Nacherzählung mühsam genug an. Auf 15 Jahre sind die Verträge abgeschlossen, zum Verein muss eine Firma gegründet werden. Bock: »Wir haben uns da ganz schön aussiglahnt. (...) Die Stadt Wien wollte einen haftbaren Partner«. Schwärzler: »Früher haben wir alle drei noch

unterrichtet, aber jetzt nimmt das Fluc die ganze Zeit ein.«

Die eigene künstlerische Arbeit? Bock: »Das Fluc ist ein Kunstprojekt für sich, ein großes.«

Für den gelernten Wiener erstaunlich, erinnert man sich doch an die Querelen ums Flex: »Der Bezirk wollte uns haben, es gab einen einstimmigen, überfraktionären Beschluss für das Fluc im 2. Bezirk.«

Oben im Fluc finden Clubs und Konzerte bei freiem Eintritt statt, finanziert aus den Barumsätzen. Die Wiener Indifferenz findet dabei nicht statt, wenigstens Teile des Publikums setzen sich zum Gebotenen in Beziehung. In der Wanne steigen Veranstaltungen für ein größeres Publikum, meist mit Eintritt. Programmatisch findet ein vitales (eben nicht beliebiges) Gemisch urbaner Musiken und (Sub-)Kulturen statt. Das reicht von House vom bewährten H.A.P.P.Y.-Team, Dub Step, Drum n' Bass, über eine Labelnacht von Trost Records, Punkrock von Marcus/Kleinfische bis hin zur Rucki Zucki Palmencombo, die zum 1. Mai aufgegeigt hat. Besuchen Sie das Fluc, gerade weil es noch lange steht!

Rainer Krispel

I N F O

www.fluc.at
Subjektive Empfehlungen aus dem laufenden Programm, beide Fluc Wanne:
So., 13. 5.: FLITTCHE-Gala: Britta (D), Luchs und Ja, Panik!
Mo., 21. 5.: Drei Bands in einer Wanne: Schottenfeld, Liger, Morex Optimo (Usa)

Die vorletzte Anstiftung zum Wiederentdecken von Karl Kraus, Teil 29

Karl Kraus und die Eitelkeit

»Eitelkeit und Geltungssucht dieses Schriftstellers kannten keine Grenzen, sein Ehrgeiz wurde nur von seiner Selbstgerechtigkeit übertroffen.«

Marcel Reich-Ranicki

»Wenn es die Welt tadelt, dass ich zu viel über mich selbst rede, so tadle ich, dass diese nicht einmal über sich selbst denkt.«

Michel de Montaigne

Reflex der Eitelkeit

Die Welt, die im Gewande lebt,
nach Genuss und Gewinn und nach
Würden strebt,
an der Macht und am Schein, an der
Meinung klebt,
ihr Nichts erhebt und vor nichts erbebt
und sich dünkt der Schöpfung Scheitel –
sie sagt, weil ich sah, wie sie, diese
Welt, sich täglich mit sich zufrieden
stellt
und sich weitaus besser als mir gefällt,
der sie nicht für die beste der Welten
hält:
ich sei eitel.

Karl Kraus

»Er war sich das Maß aller Dinge, musste sich das wohl sein, um als orthodoxer Einzelgänger sein Gleichgewicht unerschütterter zu bewahren.«

Alfred Polgar

Es gibt wohl keinen Vorwurf, der das Prinzip der Gegenprojektion in seiner Banalität dermaßen bestätigt, so sehr auf die Vorwerfer zurückfällt wie der der Eitelkeit. Der Eitelkeit, der Egomanie, des Narzissmus. Eine narzisstisch gestörte Gesellschaft muss ihre zwanghafte Sucht nach wechselseitiger Bestätigung, im Drängeln um knappe Güter wie Geltung und Kapital, als sozialen Sinn tarnen, um jeden, dem genug Kraft und Geist geblieben ist, sich dieser Konformität zu entziehen, mit der Eitelkeitskeule zu prügeln. In Abwandlung von Nietzsches Aphorismus sind es interessanterweise nicht die, welche das Licht suchen, um besser gesehen zu werden, sondern immer die, welche besser sehen wollen, denen man Selbstsucht vorwirft. Und wer das Spiegelkabinett der gegenseitigen Anerkennung, in das jegliche gesellschaftliche Ideologie ihre Zerrbilder wirft, zerbricht, der kann dies wohl nur tun – zu mehr reicht der psychologisierende Alltagsverstand nicht –, um sich in sich selbst zu spiegeln. Wer es nicht nötig hat, uns zu genügen, der genügt sich folglich selbst. Dass solch einer oder eine aber ganz anderen

Werten, Idealen und Prinzipien genügen will als sich selbst, um eben diese – und mit ihnen sich – vor der Beschmutzung durch falschen sozialen Konsens zu retten, muss einer Gesellschaft, die keine Triebfeder mehr kennt als den Eigennutz, suspekt sein. Nichts erscheint ihr eitler als der freiwillige Verzicht auf Eitelkeit, der uns zu jener unbequemen Wahrhaftigkeit führen könnte, wo wir womöglich nicht mehr verstanden und lieb gehabt werden. Theodor Adorno beschreibt das Missverstehen solch eines Renitenzen in seiner »Minima Moralia«: »Um nicht unter die Räder zu kommen, muss er die Welt an Weltlichkeit umständlich überbieten und wird des ungeschickten Zuviel leicht überführt. Argwohn, Machtgier, Mangel an Kameradschaft, Falschheit, Eitelkeit und Inkonsistenz lassen sich zwingend ihm vorhalten. Gesellschaftliche Zauberei macht unausweichlich den, welcher nicht mitspielt, zum Eigennützigem, und der ohne Selbst dem Prinzip der Realität nachlebt, heißt selbstlos.«

Wirklich kritischer Instinkt sucht und findet Selbstlosigkeit aber immer dort, wo höchste Selbstsucht vermutet wird. Bei tieferer Betrachtung entpuppt sich zum Beispiel das frivole Posieren eines Oscar Wilde als zielgenaue Provokation einer heuchlerischen Bürgerwelt, die ihren ökonomischen Egoismus mit einer moralistischen Verachtung alles Dekadenten zu bemänteln versuchte. Nicht anders, wenn sich Kraus einmal selbstironisch »vielgeliebter, schöner, grausamer Mann« nannte, was die narzisstischen Dummköpfe heute noch bei ihrer Suche nach Beweisen für seinen Narzissmus für bare Münze nehmen. Gerade hinter Wildes Anmaßungen wird man eine selbstvergessene Humanität finden, die all den falsch Bescheidenen die Schamesröte ins Gesicht triebe, brächten sie nur einen Teil davon auf.

Wer nicht mitspielt, ist eitel!

Sucht er nach Verständnis, ist das pure Eitelkeit, verzichtet er darauf, erst recht! Selbst die Schüchternheit des Einzelgängers in der letzten Reihe wurde noch in jeder Schulklasse als Arroganz missverstanden, so bekundet der Mehrheitskonsens seine gefährliche Unsicherheit gegenüber der Minorität.

Ambrose Bierce (1842–1913), jenes amerikanische Pendant zu Karl Kraus, definierte in seinem »Devil's Dictionary« den »Egoisten« als »Person minderen Geschmacks, mehr an sich als an mir interessiert«. Und entlarvte den Wunsch nach Bestätigung als den wahren Egoismus. Dieser Wunsch wäre eine sympathische menschliche Schwäche, knüpfte sich an ihn nicht so viel ideologische Konformität. Doch Karl Kraus ist nur insofern an sich interessiert, als er sich zum Prisma seiner Gesellschaftskritik macht: »Ich spreche von mir und meine die Sache. Sie sprechen von der Sache und meinen sich.«

Wem Stil über Mitteilung geht, ist eitel!

Mit dem Vorwurf der Selbstverliebtheit hatte Kraus sein Leben lang zu kämpfen, doch er wuchs an ihm und bescherte der Nachwelt die wohl scharfsinnigsten Reflexionen zum Thema. Gerade im geistigen Schöpfungsakt funktioniert die Retournierung des Eitelkeitsvorwurfs bestens. »Eitel ist bloß die Zufriedenheit, die nie zum Werk zurückkehrt.« Denn: »Ein guter Stilist muss bei der Arbeit die Lust eines Narzissus empfinden. Er muss sein Werk so objektivieren können, dass er sich bei einem Neidgefühl ertappt und erst durch Erinnerung draufkommt, dass er selbst der Schöpfer sei. Kurzum, er muss jene höchste Objektivität bewahren, die die Welt Eitelkeit nennt.« So hart an Werk, an Gedanke und Stil zu arbeiten, dass diese würdig werden, sich in sie zu verlieben, ist nicht

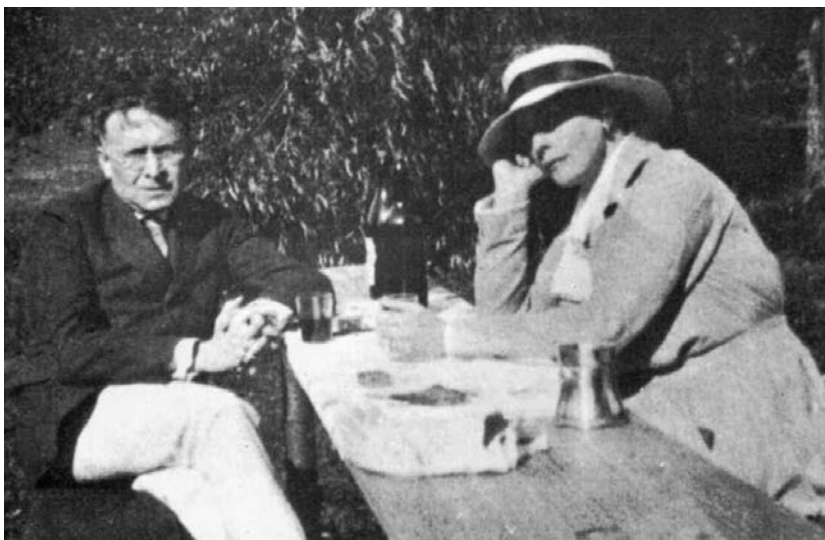


FOTO: ROWOLTH-VERLAAG, RHEINBEK

»Meine Mängel gehören mir. Das macht mir Mut, auch meine Vorzüge anzusprechen.«
Karl Kraus, mit Michael Lichnowsky, dem Sohn seiner Freundin Mechtilde Lichnowsky

Hybris, sondern höchste ethische Maxime, ein dermaßen selbstloser Weihedienst am Stoff, dass zur Belohnung auch ein paar Brosamen fürs Ego abfallen. Eitelkeit, für eine höhere Sache gebändigt, wie ein Pferd vor die Kutsche gespannt, hat sich den Hafer brav verdient. Wir hingegen spannen Sache wie Sprache gleich Ackergäule vor unser Selbst, das wegen als Menschenliebe getarnter Eigenliebe dem stallwarmen Konsens keinesfalls davonpreschen darf – ganz gleich ob wir kommunikativ oder objektiv sein wollen, und beschimpfen jene als eitel, die des Stalls nicht bedürfen.

Kraus will nicht sich, sondern der Sprache gefallen, im Unterschied zu jenen, die Sprache wie Sache nur dazu missbrauchen, um überhaupt »Ich« zu sagen.

»Ich spreche nie von mir«, bekennt er, »sondern an mir von der Sprache. Ich habe nie einen Satz über mich geschrieben, ohne selbst noch an diesem Stilproblematismus zu erörtern. Ich bin nur das nächstbeste Beispiel für mich. Das nächste, wie ich selbst zugeben muss, das beste, wie auch mein Kritiker zugibt. (...) Ich sagte einmal, dass, »wer mit einer Sache verschmolzen ist, immer zur Sache spricht und am meisten, wenn er von sich spricht. Dass, »was sie Eitelkeit nennen, jene nie beruhigte Bescheidenheit ist, die sich am eigenen Maß prüft und das Maß an sich, jener demütige Wille zur Steigerung, der sich dem unerbittlichsten Urteil unterwirft, welches stets sein eigenes ist.«

Wer auf Ruhm, aber nicht auf Ehre verzichtet, ist eitel?

Niemand hat die intellektuellen Eitelkeiten seiner Zeit so gekränkt wie Karl Kraus, zumal er sich die Objekte seiner Satire nicht einmal als Personen, sondern als Marionetten allgemeiner Missstände vornahm – und zu allem Überduss mit keiner Zeile auch nur den geringsten Zweifel offen ließ, dass seine Kritik, welche Anhänger ebenso wenig schonte wie Gegner, nicht von persönlicher Ränke, sondern ethischem Ernst angetrieben wurde. Wie aber, so fragten sich die, welche letztlich nur ihr eigenes Süppchen kochten, konnte er, der sich anmaßte, den Zeitgeist in brodelnder Sintflut zu ertränken, dermaßen konsequent auf Anerkennung verzichten, wenn nicht aus purer Selbstgerechtigkeit. Wer seinen

Inhalten nichts entgegenzusetzen wusste, musste sich mit Psychologie, jener Religion der Kleingeister, behelfen und narzisstische Störung an ihm diagnostizieren. Und gemäß dem Axiom der bürgerlichen Bewusstseinsindustrie, dass, worüber nicht berichtet wird, nicht existiert, mehr noch, nicht existieren darf, griff diese zu ihrer effektivsten Waffe: Totschweigen! Ihre Vertreter hielten dieses aber weniger aus als er und schlugen zumeist mit Anspielungen zurück, oft ohne Nennung seines Namens, und wenn doch, dann ohne Nennung des eigenen. Anspielungen auf seinen Misswuchs oder seine jüdische Herkunft reichten aber nicht an die Häufigkeit heran, mit der seine Eitelkeit verspottet wurde. Auf seine indirekten Kritiker traf zu, was der Dichter und Philologe Friedrich Wilhelm Riemer (1774–1845) auch den anonymen Internet-Postern unserer Tage auf den Leib geschrieben haben könnte: »Ein offener, dem Gesicht sich stellender Gegner ist ein ehrlicher, gemäßigter, einer mit dem man sich verständigen, vertragen, aussöhnen kann; ein versteckter hingegen ist ein niederträchtiger, feiger Schuft, der nicht so viel Herz hat, sich zu Dem zu bekennen, was er urtheilt, dem also nicht ein Mal etwas an seiner Meinung liegt, sondern nur an der heimlichen Freude, unerkannt und ungestraft sein Muthchen zu kühlen.«

Karl Kraus charakterisierte die übliche Kritik an seiner Kritik folgendermaßen: »Die Schwäche sieht sich im Spiegel und wirft ihn wütend nach mir und hofft, nun werde es mein Bild sein. Weil mich der Spiegel getroffen hat. (...) Die von mir gekränkte Zeit nimmt das nächste Wort, das ihr zur Hand, als Wurfgeschoss. Mir hat noch nie ein anderes Echo geantwortet, als der unartikulierte Aufschrei.« Zu dieser Abfolge von Aufschrei und Totschweigen schuf er in der »Fackel« eine Gegenöffentlichkeit, indem er jeden seiner Auftritte sowie manche publizistische, zumeist aus dem Ausland kommende Reaktion auf sein Wirken dokumentierte – für seine Feinde einmal mehr Beweis seiner Egomanie. Eine der letzten, aber gründlichsten und souveränsten Stellungnahmen zum Eitelkeitsvorwurf gab er 1926 im Text »Ich und Wir« ab.

»Die Verbreitung des Rufes meiner Eitelkeit, die eine der stärksten Sicherungen gegen die Verbreitung meines Werks bildet, ist die Parole, auf die sich die Würdenträger der

geistigen Zentren des deutschen Sprachgebiets geeinigt haben, und sie begründen sie damit, dass ich in Ermangelung ihrer guten Nachrede eben selber von mir spreche.

Aber wenn sie einen freien Augenblick hätten, um einmal nicht zu lügen, müssten sie zugeben, dass ich schon wegen der größeren Unbeliebtheit ein interessanteres Thema bin als sie; dass der, der nur aus sich selbst besteht, es schwerer hat, bei der Betrachtung der Welt von sich abzusehen, als einer, der aus nichts besteht; und dass, was bei mir herauskommt, allgemeiner ist, als wenn die Journalisten von der Welt sprechen, und persönlicher, als wenn sie von sich selbst zu sprechen anhuben. (...) Der der Sache mit seiner Person dient und vor sie tritt, um für sie einzutreten, ist selbstgemäßig in den Augen solcher, die ihrer Person mit einer Sache dienen, sie um persönlicher Ziele willen verfolgen, mithin allen Grund haben, ihr dürftiges Ich hinter ihr zu verbergen und denen es auch mühelos gelingt. Sie sind so bescheiden, sich in ein »Wir« zu multiplizieren, das Sicherheit, Kredit und Machtzuwachs gewährt. Sie finden es schicklich, mit ihrer Persönlichkeit hinter den Dreck, den sie schreiben, zurückzutreten – mit Recht, denn wer wollte da auch hineintreten? Außer mir, dem vor nichts graust und der mit seinem Ich noch solche Spur verfolgt! Aber ist dieses Ich nicht gemeinschaftlicher als jenes Wir? (...)

Spiegle ich mich in diesen Erscheinungen oder lasse ich nicht vielmehr sie in mir sich spiegeln? Ist da nicht eine Phrase gegenteiligen Sinnes als Vorwurf gegen mich erstanden, wenn sie sagen, ich spräche von mir selbst, während ich doch eigentlich nichts tue als dass ich von der Welt spreche und dabei allerdings unaufhörlich Gott danke, dass ich nicht bin wie jene – ein Stoßgebet, bei dem ich wohl kaum von meiner Person ganz abstrahieren könnte. Meine Eitelkeit, die ich in gewisser Hinsicht zugebe, ist somit keine solche, die auf irdische Erfolge abzielt, sondern vielmehr eine, die sich in dem Verzicht auf Ehren, welche mir nicht gebühren, genügt, also die rechte Bescheidenheit, ja wahre Demut, die weiter herauszustreichen ich unterlassen muss, weil es mir den Vorwurf der Eitelkeit eintragen würde.«

Wer der Schwäche, es sich in und mit der Gesellschaft zu richten, widersteht, wird zuerst als Versager ge-



brandmarkt, und kann er glaubhaft machen, dass er nicht aus Schwäche dieser Schwäche nicht erliegt, als größtenwahnsinniger Egomane. »Ich habe mich im Laufe der Jahre zum Streber nach gesellschaftlichen Nachteilen entwickelt«, schreibt Karl Kraus im Jahre 1908 kokett. »Ich lauere, spüre, jage, wo ich eine Bekanntschaft abstoßen, eine einflussreiche Verbindung verlieren könnte. Vielleicht bringe ich's doch noch zu einer Position.« Solch Unverfrorenheit, die vor keinem gesellschaftlichen Vorteil, vor keiner Mode das Knie beugt, aber vor dem Ideal kritischer Wahrheit sich demütig in den Staub wirft, die sich von dem, was schlechthin ist, zugunsten dessen, was sein könnte, nie beeindruckten lässt, ist heute undenkbarer als je. Wie damals in der Schule verhält es sich auch jetzt auf dem Bewusstseinsmarkt – ganz gleich, ob links oder rechts: Wer das Konsumangebot an Identitäten verschmäh, kommt sich als was Besseres vor, und behält Recht, wenn die Ich-AGs sich seinen Verzicht auf Eigennutz nicht anders denn als Eigennutz der Selbsterhöhung erklären können. Karl Kraus sprach in Anlehnung an die Worte Montaignes und in dem Wissen, dass jede Stellungnahme zu solchen Vorwürfen als Verteidigung, folglich als Schwäche, folglich als Eitelkeitsproblem ausgelegt würde, ein Machtwort: »Wenn einer es tadelt, dass ich eitel bin, so tadle ich, dass er ein Trottel ist.«

Richard Schubert

I N F O
 Der Text »Ich und wir« befindet sich in der Fackel 743–50, S. 133ff.
<http://corpus1.aac.ac.at/fackel/>

Entdeckt beim AtelierRundgang: Der bulgarische Filmemacher K. Stoyanov

Brücke der Freundschaft

Gegebene Strukturen für neue Zwecke nutzen: Bei freiem Eintritt konnten ein sonniges Wochenende lang vor allem im zweiten Wiener Gemeindebezirk 86 Spielorte zeitgenössischer Kunst besucht werden. Ein Lokalaugenschein.

»M ich interessieren Zwischenbereiche im öffentlichen Raum, die gleich aussehen wie normale Bereiche, aber nicht erlaubt sind. Zwischenräume im Alltag, die sozusagen zwischen Kunst und Menschlichkeit angesiedelt sind, in denen vorgegebene Strukturen für neue, andere Zwecke benutzt werden«, sagt Kamen Stoyanov. Der junge, coole Filmemacher sitzt in der Sonne vor einer Galerie in der Praterstraße 15 und braucht dringend seine Sonnenbrille. Worte verlieren tut er auch nicht so gerne. »Mich interessiert es, wenn öffentliche Strukturen für etwas anderes verwendet werden. Das passiert in Ös-

terreich nicht so oft wie in Bulgarien.« Er rückt mit seinem Stuhl nach hinten in den Schatten hinein und schwärmt von einem improvisierten Flohmarkt an einem Kanal in Sofia, an dem Leute ihre Waren halb im Wasser anboten. »Es gab nicht einmal eine Treppe, die sind die Böschung hinuntergerutscht. Aber inzwischen wurden die Flohmarktverkäufer wieder vertrieben.«

Stoyanov nimmt als vorführende(r) Künstler am AtelierRundgang des 1., 2., 3. und 20. Bezirks teil. Die Menge von 86 sehr unterschiedlichen Locations können besucht werden: von Ateliers, wie das von Monika Frank mit ihren schönen farbigen Flechtbildern oder Architekturbüros wie »Liquifer«, in dem Barbara Imhof Architektur für Weltraum-Shuttels entwirft. Die KünstlerInnen sind »zu Hause« bzw. vor Ort und erklären einem gerne ihre Kunst.

Kunst auf Säulen

Kamen Stoyanov will in die große, dunkle, kalte Galerie zurückkehren, wo er schnell wieder an seinem Laptop sitzt. Er zeigt ein Video her, das am zweiten Januar dieses Jahres ent-

stand, als er mit seiner Kusine Sornitzka zum ersten Mal die ehemalige »Brücke der Freundschaft«, die heutige Dunav Most/Donaubrücke, überquert, um erstmalig ins benachbarte Rumänien zu reisen. Die Bürgermeister der gegenüberliegenden Städte Rousse und Giurgiu initiierten diese Osterweiterung live, mit Hilfe eines Gratis-Busverkehrs ging es plötzlich über eine noch zwei Tage zuvor nur mit viel Schwierigkeiten passierbare Grenze. »Wir wissen dass Giurgiu eine Industriestadt ist, mehr nicht. Das Unbekannte zieht uns an. Jede banale Situation kann spannend erscheinen. In Rumänien scheint die EU-Begeisterung größer zu sein als in Bulgarien. Man sieht die europäische Fahne alle zwanzig Meter. Wir sind schnell mit den Sehenswürdigkeiten fertig«, beschreibt im Film der Erzähler den Ausflug.

Stoyanovs Film »Roma Open Art Museum«, gedreht auf der Piazza Augusto Imperatore in Rom, handelt von dem römischen Künstler Fausto Delle Chiaie, der mit schickem braunen Mantel, gestutztem Bart und dunkler Brille Führungen in seinem auf verschiedenen Säulen selbst errichteten Freiluft-Kunstmuseum veranstaltet. »Lunedì chiuso/Mondays closed« steht auf einem Schild. Der improvisierende Künstler stellte seine Kunst auf die Überreste einer alten Grabstätte, immer mit Texten dazu und erläuterte mit weiten Gesten seine Werke. »Die Kunst liegt in den Erklärungen«, meint Stoyanov noch. Doch dann arbeitet er schon wieder weiter und verschwindet glücklich und diszipliniert in seiner Gedankenwelt.

Nilpferde und Paramilitärs

Am Max-Winter-Platz in einem Souterrain mit schwarz-weißem Fliesenboden hat Tanja Boukal ihr Atelier. In einer Fotoserie

an der Wand sieht man die ehemalige Residenz des kolumbianischen Diktators Escobar: »Er hatte sich seine Residenz wie ein Kind eingerichtet«, lächelt die weit gereiste Künstlerin, die schon einmal Assistentin von Valie Export war. »Mit einer Go-Cart-Bahn, einer Stierkampfarena, Nilpferden und einer Sammlung von meterhohen Dinosauriern. Das mittlerweile von Gebüsch verwachsene Areal wird noch immer von Paramilitärs bewacht.« In der Dschungellandschaft Choco gründeten im 16. Jahrhundert geflüchtete SklavInnen ihre Dörfer, die »Palenques« (Pfeiler). Die ehemaligen SklavInnen nannten sich »Cimarrones«, was so viel wie »entlaufene Haustiere« bedeutet. In das Gebiet, das von dichtem Regenwald bewachsen ist, führt nur eine einzige Straße hinein und eine wieder hinaus. Beide Straßen werden oft von Paramilitärs gesperret. Boukal besuchte die Nachfahren der SklavInnen, im Moment ist bedingt durch die militärische Lage in Kolumbien aber wieder kein Zugang möglich.

Von der Stadt Kairo schwärmt der Maler Frederick Steinmann mit französischem Akzent in der Praterstraße 43, der in dunklem Anzug mit langen Schritten seine Räume abschreitet und wie auf der Durchreise wirkt. Er lebte lange in Kairo, in einer Villa mit hohen Räumen. »Das Licht war so wie hier, in Wien«, sagt er. Kleine Kathedralen aus Holz, die einen Ateliersbrand überstanden, stehen in einer Ecke. Ein Krokodil hängt an der Decke. Meine Mutter rückt ihre Brille auf die Nase und durchsucht die Leinwände, die an den Wänden gestapelt sind. »Was ist ihre Ausbildung?«, ist ihre Standardfrage an die MalerInnen, die wir besuchen. »Welche Materialien verwenden Sie?« Ich lache sie aus. Sie rückt ganz ernsthaft der Kunst zu Leibe, wühlt heimlich in dunklen Ecken und befördert weitere Kunstwerke ans Tageslicht: »Sag' ja niemanden, dass ich eine Malerin bin. Ich tue so, als ob ich eine Sammlerin wäre!«

Kerstin Kellermann



Fausto Delle Chiaies Open-Air-Museum

Trockendock Kalksburg

Thomas Northoff stellte im Augustin Nr. 201 den Dichter Eugen Bartmer vor. Im Anhang wurden vier Sätze aus seinem Prosawerk »Trockendock Kalksburg« zitiert, einem autobiografischen Bericht des inzwischen längst »Trockenen« über seinen schweren ersten Pilgerweg in die Alkohol-Entzugsanstalt. Weil das vor 14 Jahren im nicht mehr existierenden Vido-Verlag erschienene Büchlein nicht mehr im Handel ist und weil die Trunksucht als Thema den Augustin begleitet bis zur generellen Trockenheit (also zum Ende der Welt), hier mehr vom selben ...

Kehren wir zurück zum historischen Tag meines ersten Besuches. Meine zukünftigen Genossen und aufgrund ihrer Trunksucht im übertragenen Sinn auch Blutsverwandten waren also, wie bereits erwähnt, brav zusammengedrückt und hatten mir ein Platzl frei gemacht.

Obwohl ich besoffen war wie selten zuvor in meiner rühmlichen Trinkerlaufbahn und die Kontrolle über das, was man schlicht das Leben nennt, schon längst verloren hatte, bemerkte ich dennoch, dass das allgemeine Interesse ausschließlich mir galt. Natürlich schmeichelte das meiner nur durch den Tod ausrottbaren Eitelkeit und mobilisierte meine wahrscheinlich wirklich allerletzten Lebensgeister. Ich fühlte mich verpflichtet, meine trottelhafte, abgedroschene und mehr und mehr tragikomische Rolle besonders perfekt spielen zu müssen. Für diese mir im Augenblick sehr liebenswert erscheinende Bande der zurzeit »nicht aktiven Alkoholiker« war ich natürlich eine willkommene Abwechslung und – da gerade Mittagspause war – im wahrsten Sinn des Wortes ein Pausentrottel. In der Pause rauchte man gerne gemeinsam am Gang, bevor man sich für ein Schläfchen aufs Zimmer zurückzog, bis es dann nachmittags mit dem Therapieplan weiterging, der für viele an Unannehmlichkeiten genug zu bieten hatte.

Ich war jedenfalls von mich mit zynischem oder zumindest wissendem Grinsen anstarrenden Säufervisagen umgeben, denen zum Wiederfinden ihres verloren gegangenen Glücks eigentlich nur der Sprit fehlte.



»Na, gefällt es dir bei uns?«, fragte ein rotbackiger Mittvierziger in unverkennbar steirischem Dialekt, den ich aber schreibend nicht wiederzugeben imstande bin.

»Bist das erste Mal da, was?«

Er war äußerst unsympathisch, und ich erinnere mich genau, dass er, offenbar vom ungeschickten Rasieren, ein ziemlich zerschnittenes Gesicht hatte.

Ich wollte in gewohnter Weise zu einer eindrucksvollen Rede ansetzen, doch ausgerechnet in diesem Augenblick verschlug es mir den Atem. Mein ohne Vorwarnung wieder ins Flattern geratener Herzschlag zog mit brutalem Griff an meiner Halsschlagader. Und schon ging meine bewegte Phantasie mit mir durch. Ich musste wieder einmal durch gruselige Gassen. Vielleicht gab es hinter den geschlossenen Türen, die sich in unregelmäßigen Abständen entlang des Ganges verteilten, riesige Plastikgefäße oder gar gekachelte Becken, die mit Blut gefüllt waren und nur darauf warteten, auch meines noch aufzunehmen. Von überall her konnte

hier Blut fließen, in dieser Atmosphäre, die von der Ausdünstung eines siechen und dem unweigerlichen Verfall preisgegebenen Menschenhaufens durchsetzt war.

»Scheiße«, röchelte ich, nachdem der Krampf aus meinem Brustkorb und dem wie verknoteten Schlund gewichen war. »Scheiße, verdammt noch mal, und trotzdem, das Ganze ist ja doch nichts weiter als just fun.«

»Wo bist du denn überhaupt her«, fragte irgendeiner,

»Na, von da. Von Wien natürlich, und das schon immer und ewig, wenn ich nicht gerade in Amerika oder sonst wo war«, log ich dümmlich und unverschämt. Vielleicht glaubte ich es auch selbst. Denn Wahrheit und Wirklichkeit waren mir schon längst davongeschwommen.

»Was bist du denn von Beruf«, wollte man wissen.

»Ich bin Boxer und gar kein schlechter«, entblödete ich mich nicht zu sagen. Ich bin davon überzeugt, dass ich, als ich es sagte, wirklich glaubte, dass man es glauben würde. Wahrscheinlich war seit meinem ersten Säuglingslallen nichts lächerlicher gewesen als diese völlig im Ernst vorgebrachte Behauptung. Ich hatte mich im Suff bei allen möglichen Gelegenheiten schon als alles Mögliche ausgegeben: als Schriftsteller, als Schauspieler, als Kneipenwirt in Antwerpen, um nur einiges zu nennen, aber als einer, der im so genannten Seilgeviert versucht, seinen Gegner k. o. zu schlagen, und dabei selbst blöd und lahm gehauen wird, hatte ich mich noch nie vorgestellt. Aber irgendwann waren mir in der letzten Nacht – oder auch in den Morgenstunden – die Champions historischer Ringschlachten unter die prominenten Stammgäste aus Kultur und Politik gerutscht, die sich da immer wieder, meist gegen meinen Willen, in einem

unkontrollierbaren Winkel meines Hirns frech einnisteten, um meine Denkprozesse zu stören und mitzubestimmen.

»Wo hast denn geboxt?«, wollten gleich mehrere wissen.

»Für die Franzosen. Hauptsächlich in Marseille. Eine harte Partie, kann ich euch sagen.« Marseille fand ich großartig, es war eine anrührende Stadt. Eine weltbekannte Unterweltstadt, und was sich dort so alles abspielte, konnte ja von dieser armseligen Versammlung niemals überprüft werden.

(...)

Eigenartigerweise lachte niemand. Zumindest nicht hörbar. Und sehen konnte ich das Amüsement, das ich diesen Hunger-, nein diesen Durstleidern bot, natürlich ebenso wenig, mit dem Verklärungsschleier, den mir der Alkohol um die Augen gebunden hatte. Die Herrschaften, die mich offenbar bereits in ihren illustren Kreis integriert hatten, sahen sich – und das sicherlich mit dem größten Vergnügen – einen ausgereiften oder besser einem bereits überreifen Vollidioten in live gegenüber. Ganz gewiss half ich hier sogar den bedauernswertesten Armutschkerln, zumindest für kurze Zeit, ihre Depressionen loszuwerden. Außerdem war da – aus meiner heutigen, wenn auch noch immer fragwürdigen, aber immerhin alkoholfreien Sicht – noch ein gravierender Umstand, der mich wahrscheinlich sehr attraktiv machte: Ich war ja über alle gesellschaftlichen und medizinischen Grenzen hinaus vollgetankt und verströmte zumindest so viel Alkoholdunst, wie ein mit verdorbenem Wein noch halbvolles Hundertliterfass. Vielleicht hätten sie mir gerne ihre echten und falschen Zähne ins gerötete Fleisch gehauen, um mich wie Vampire auszusaugen und so zu einem Quäntchen jener selig machenden Flüssigkeit

zu gelangen, die unser aller Glück und Unglück war. Jedenfalls musste schon etwas Besonderes dran sein an mir, denn sie blieben weiterhin mit ihren Glotzaugen an mir kleben.

»Müde bin ich, hundemüde«, sagte ich und ließ meine eben erhobenen Arme mit leicht geballten Fäusten demonstrativ auf die Oberschenkel fallen. »Die Kraft ist raus. Wenn ich daran denke, was ich für einen Hammer gehabt habe. Natürlich nicht wie Emile Graf-fith, aber immerhin wie Teddy Wright. Und der war auch ein Superneger.«

»Na Schattenboxen wirst schon noch können«, meinte ein Unsichtbarer aus dem Hintergrund und lachte. Es war ein allgemein ansteckendes Lachen. Sogar ich lachte mit.

(...)

Eine resolute, üppige Blondine kam mit einem mit zwei riesigen Teekannen und vielen Teeschalen beladenen Spitalservierwagen angefahren und schrie: »Riesling, Traminer, Sylvaner, Rotwein gibt's heute kan, do müsst's nach Pfaffstätten fahren, meine Herrschaften.«

Den mir angebotenen Tee lehnte ich mit überheblicher Geste ab. Noch hielt ich mich ja für den Mann des Tages. Aber ganz plötzlich schien es, als wäre ich gar nicht mehr so interessant. Das ärgerte mich, und ich war nahe daran, ganz einfach zu gehen, sozusagen auf Nimmerwiedersehen, und dieses Horrorkabinett, samt dieser versoffenen Clique, wieder zu vergessen.

Aber da kam, ganz so, als wäre es einstudiert und geprobt worden, eine jüngere, nicht sehr gewinnend lächelnde Krankenschwester direkt auf mich zu, und bat mich mitzukommen.

»Wir gehen in die Ambulanz«, befahl sie.

»Dort nehmen wir gleich ihre Daten auf.«

(...)

Rückblende

Es ist noch gar nicht so lange her, da wurde sogar auf Ö1 ernsthaft darüber diskutiert, ob Schizophrenie über ein Virus übertragbar ist oder nicht. Eine solche Behauptung ist meiner Meinung nach nur ein weiterer Beitrag zur vorsätzlichen Stigmatisierung der solchermaßen diagnostizierten Personen, um unangepasste Menschen aus der Gesellschaft zu drängen. Ich bin froh darüber, dass heute sogar namhafte Psychiater zugeben, dass es sich bei dem Begriff »Schizophrenie« um ein soziales Konstrukt handelt.

Ähnlich wie bei der Hexenverfolgung im Mittelalter wird eine unerwünschte Personengruppe vorher sozial diskriminiert, um anschließend einen Grund für ihre Bekämpfung vor der Gesellschaft zu haben. Genauso wie es die Hexen nie gegeben hat, hat es auch die Schizophrenen nie gegeben. Hier wurde

ein Begriff geprägt und wurden stigmatisierende Filme wie »Psycho« usw. gedreht, mit denen man dann die unerwünschte Randgruppe assoziiert, und schon haben wir die Diskriminierung einer Menschengruppe, die ihr Unbehagen vielleicht lieber mit »unkonzentriert«, »rasch ermüdend« oder »momentan gering belastbar« beschrieben hätten. Die mediale Stigmatisierung wirkt sich besonders bei Männern mit verheerenden Folgen aus. Viele der psychiatriebetroffenen Männer, die ursprünglich nur auf Beziehungssuche waren, erfuhren innerhalb kürzester Zeit so viel Ablehnung, dass sie es nicht einmal mehr der Mühe wert fanden, überhaupt noch etwas zu versuchen, sie gingen in die innere Emigration, verloren dadurch den Kontakt zu ihren Mitmenschen und wurden dadurch erst richtig zu Patienten. Das erklärt auch, warum es in der psychiatriebetroffenen Szene fast ausschließlich Partner

suchende Männer gibt, aber so gut wie nie Frauen.

Der Konkurrenzkampf, was Frauen betrifft, ist also unter Psychiatriebetroffenen ungleich härter als in der Normalbevölkerung, was es naturgemäß sehr schwierig macht, eine funktionierende Selbsthilfebewegung auf die Beine zu stellen. Ein Mann, der es unter diesen erschwerten Voraussetzungen aber dennoch geschafft hat, eine Frau zu finden, der muss mit allen Wassern gewaschen sein, die es gibt, und ist damit für die Normalbevölkerung mit Sicherheit überqualifiziert und damit Outsider, vollkommen egal ob mit oder ohne Psychiatrie.

Auch Stimmen hören und Halluzinationen gibt es, sie sind aber im Grunde ungefährlich, solange man nicht durch die Außenwelt in eine Extremsituation getrieben wird.

Der Psychozettel

Aus den Aufzeichnungen eines Augustin-Verkäufers

Warum ich tanze & warum einer rennt

Was ich von den vier Typen des Temperaments – des Melancholikers, des Phlegmatikers, des Sanguinikers und des Cholikers – gelesen hatte, half mir, meinen verschiedenen Kunden gegenüber jeweils adäquat aufzutreten. Ich behalte immer im Hinterkopf, dass der Kunde respektvoll behandelt werden muss.

Da gibt es diesen einen jungen Mann, ca. 20 Jahre alt. Er rennt die ganze Zeit, als werde er verfolgt. Morgens, wenn er zur Arbeit muss, rennt er, kaum dass er die Rolltreppe verlassen hat, zu seinem Büro; mittags, wenn er essen geht, rennt er ebenso an mir vorbei; und nach dem Essen sprintet er wieder zurück ins Büro. Abends, wenn er sein Tagewerk verrichtet hat, rennt er wieder zur U-Bahn hinunter.

Eines Tages hielt ich ihn an und versuchte herauszubekommen, warum er ständig rennt, und das noch dazu in diesem schnellen Tempo. Die Antwort, die er mir gab, überraschte mich wirklich! Zuerst meinte er, er wüsste nicht, warum er so laufe, und dann sagte er, er glaube, es liege an dem Stress, der ihn plage. Ich fragte ihn, was denn so stressig sei, und er meinte, er wüsste auch das nicht so genau. Das war für mich sehr sonderbar, aber er sagte, für ihn sei das normal.

Eines Tages fragte mich jemand, warum ich tanze, während ich den Augustin verkaufe. Ob das dazu diene, die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden auf mich zu lenken oder ob ich einfach fröhlich sei.

Hier gebe ich euch die Antwort. Manchmal tanze ich herum, bewege meinen Körper oder nicke mit dem Kopf im Takt zu meiner Walkman-Musik, weil ich einfach gut drauf bin und alles ausnütze, was ich so tun kann, während ich vorm Gasometer auf den nächsten Kunden warte. Da gibt es ein Sprichwort, das besagt: »Wenn das Gewünschte nicht erreichbar ist, wird das Erreichbare zum Gewünschten!« Das bedeutet einfach, wenn jemand im Moment nicht die Wahl hat, sollte das, was man gerade bekommt, akzeptiert werden.

Mir ist klar, wo derzeit meine Grenzen sind und dass ich mir zurzeit nicht alle Wünsche erfüllen kann. Aber eines Tages werde ich ganz oben sein. Immer, wenn ich mir das in Erinnerung rufe, gibt es mir die Stärke und Energie, weiterzumachen. Ich tanze also eigentlich nicht, um Passanten anzulocken.

Eines Tages kaufte mir eine Dame einen Augustin ab, also gab ich ihr dafür einen Kuss auf die Wange. Sie reagierte erfreut und wandte sich zu ihrem Mann um. Sie fragte ihn, welches Datum heute sei. Der Monatsletzte, antwortete er. Da sagte sie zu mir, dass

ihr das neue Monat Glück und Segen bringen würde, wegen dem Bussi, das ich ihr auf die Wange gedrückt hatte. Wir lachten sehr darüber.

An einem anderen Tag kam eine junge Frau zu mir und sagte, es scheine so, als würde jeder hier auf mich stehen und mit mir scherzen und lachen, weil ich so freundlich sei. Sie aber werde von niemandem gemocht, niemand wolle ihr Freund sein.

Also fragte ich sie: »Magst du selbst die Menschen und willst du gerne ihr Freund sein?« Sie antwortete, nein, sie hasse die Menschen und wolle nicht auf sie zugehen. Also erklärte ich ihr: »Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es zurück!«

Wenn du willst, dass Leute dich mögen, musst du sie zuerst mögen. Wenn du willst, dass jemand dich als Freund betrachtet, sei zuerst freundlich zu ihm.« Und sie sagte, was ich ihr da erklärte, beinhalte schon ein Körnchen von Wahrheit und Weisheit, aber viele Leute zögen nur ihren Vorteil daraus, wenn man zu ihnen freundlich ist. Ich sagte ihr, sie müsse immer auf ihren Instinkt hören und dass ihr Gefühl ihr immer sagen werde, ob sie die richtigen Freunde hat. Und so zog sie weiter. Ich hoffe, sie war ein wenig vertrauensvoller.

Das Flüchtlingsheim, in dem ich wohne

In einem früheren Teil der Serie habe ich schon kurz über das Flüchtlingsheim erzählt. Doch nun möchte ich wirklich beschreiben, wie dieser Ort aussieht. In diesem Haus befinden sich sehr viele Ausländer, aus allen Tei-

len der Welt. Aber zwei Drittel aller Bewohner dieses Hauses haben etwas gemeinsam: Verständnis, Toleranz und Liebe. Versteht mich nicht falsch, wenn ich von Liebe rede. Warum ich das Wort Liebe benutze, ist einfach, weil es da eine Art von Gemeinsamkeit und Solidarität gibt, die ich wirklich genieße. Man kümmert sich einfach um das Befinden der anderen. Wenn du zum Beispiel längere Zeit nicht zu Hause gewesen bist, geht der Zimmernachbar nach unten zum Personal, das gerade Schicht macht, und erkundigt sich nach deinem Verbleib. Man sagt einfach: »Ich habe meinen Nachbarn schon länger nicht mehr angetroffen, ich hoffe, es ist alles okay?« Das ist für mich wunderbar, und ich bin wirklich stolz auf die Leute, mit denen ich zusammenlebe.

Manchmal kochen wir alle unsere verschiedenartigen Gerichte, und dann essen wir gemeinsam. Afrikanisches Essen, indisches Essen, arabisches Essen und vieles mehr.

Es macht zwar nicht jeder mit, aber wir vertragen uns generell gut. Und das, obwohl wir alle aus verschiedenen Nationen kommen. Wir streiten kaum. Nicht, dass es keine Missverständnisse gibt. Klar, von Zeit zu Zeit gibt es Auseinandersetzungen. Aber irgendwie machen wir es uns immer aus, und dann herrscht wieder Frieden.

Und wir grüßen uns immer und behandeln uns sehr respektvoll. Und es funktioniert, wie gesagt, obwohl wir alle aus den verschiedensten Herkunftsländern stammen.

Nwokocho Philips

Wird fortgesetzt. Zuletzt erschien eine Folge in Ausgabe Nr. 199.

BESTELLSCHEIN



für ein AUGUSTIN-Abo (25 Ausgaben)

- um 70 Euro Geschenkaboo ab 70 Euro
 Förderabo ab 90 Euro

Name: _____

Adresse: _____

PLZ: _____ Ort: _____ Tel.: _____

Die Rechnung geht an:

(Nur bei Geschenkaboo ausfüllen)

Name & Adresse: _____

Einsenden an: AUGUSTIN Mostgasse 7/3; 1040 WIEN ABO-Tel. 587 87 90/Fax 587 87 90-33

Mit dem Esel nach Santiago – Protokoll einer Vagabundage

Wie ein Baum voller Affen

Engelbert »der mit dem Esel geht« Zöchling ist aufmerksamen LeserInnen längst bekannt. Seine oft monatelangen mediterranen Wanderungen mit dem Esel haben hier schon oft Niederschlag gefunden. Die aus seiner Sicht schönste Tour liegt schon lange zurück: Mit Fripon, dem Esel, durch Südfrankreich und Spanien bis Santiago de Compostela. Wir setzen das Reisetagebuch des Augustinverkäufers Engelbert aus dem Sommer 1995 fort.

Wenn man so, wie wir jetzt, durch das westliche Rioja schleicht, kommt man in eine mittelalterliche Kleinstadt: Santo Domingo de la Calzada. Man geht durch das Haupttor in die Kirche und sieht ein normales Kircheninneres. Aber halt! Kaum bist drinnen, richtest deinen Blick nach oben – und was siehst du jetzt? Einen Hühnerkäfig mit zwei weißen Hühnern. Die sind hier drinnen seit dem Mittelalter! Nein, nicht dieselben, denn das Geflügel wird jedes Monat von den Priestern gefressen. Ein Kloster in der Nähe sorgt für Nachschub bis ans Ende aller Tage. Eines Tages, im Mittelalter, war so eine Kaaskopffamilie nach St. Jakob unterwegs, und der blonde und blauäugige Sohn verwirrte den Kopf der

Herbergstochter. Dieser aber bemerkte das gar nicht, worauf die Herbergstochter auf Rache sann. Sie entnahm eine Silbermünze und bezichtigte den Kaaskoppsohn des Diebstahls. Dieser wurde kurzerhand am nächsten Baum aufgehängt! Die entsetzten Eltern suchten den Polizeichef auf. Der war gerade beim Mittagmahl. Dass euer Sohn unschuldig ist, ist so wahr, wie dass diese gebratenen Hühner singen, sprach der Polizeichef. Da sprangen diese Hühner auf und krähten. Sofort begab man sich zum Gehängten und knüpfte ihn ab. Er lebte noch und konnte den Jakobsweg fortsetzen.

Wir kommen also in diese Stadt der krähenden Brathendeln und begeben uns zur Caritas. Die bietet gerade ein alternatives Arbeitsprojekt an. Graszupfen, drei Tage lang. Ich nehme Fripon zu meiner Unterstützung in die Arbeitsschlacht mit. Drei Tage lang kaut Fripon vergnüglich Löwenzahnblätter und wilden Luzerner. Zum Abschied gibt's noch 700 Peseten! In der Pilgerherberge lerne ich eine französische Pilgergruppe kennen, die meinen Weg bis St. Johann von der Brennnessel teilen wird.

Leute, die italienisch oder spanisch sprechen oder radebrechen, haben schon begriffen, dass es sich nur um San Juan de Ortega handeln kann. Hier empfängt uns der Pfarrer sehr freundlich. Er erklärt uns die Anlage der Kirche und offeriert uns Brotsuppe mit Knoblauch.

Wir kommen zur größten Stadt, die wir bisher durchquerten: Burgos. Ich habe schon viele klagen gehört, dass die Durchquerung von Burgos lebensgefährlich sei. Wegen der vielen Lastwagen. Ich beschloss daher, gleich im ersten Vorort den Rio Arancha zu überqueren und ihm dann mitten durch herrliche Parkanlagen zu folgen bis zum Parral, welcher wieder ein Park ist, in dessen Mitte die Pilgerherberge steht. Hier setze ich Fripon auf die Wiese – und schon kommt das Fernsteam von canal 64 an. Und abends waren wir in den Lokalnachrichten.

Das Bemerkenswerte an der Landschaft hinter Burgos, durch die wir nun ziehen: weit und breit nichts Auffälliges, nur trockene Getreidefelder und 15 Kilometer Ebene. Ein paar Pilgerherbergen weiter treffen wir Karlheinz aus der DDR, der mit seinen Haflingerwallachen nach Santiago unterwegs ist. sechs Monate lang. Zur Freude unserer Equiden begegnen wir uns immer wieder in den Herbergen. Nachdem wir Schlamm und Regen hinter uns gebracht haben, geht es in die letzte Provinz des spanischen Burgenlandes, nach Palencia. Hier gibt es jede Menge Störche, die hier ihren Winter verbringen und ihre Frösche fressen. Die Nächte werden empfindlich kälter, doch niemals muss ich draußen schlafen, und Fripon kriegt immer gute Grasplätze.

Wir ziehen durch die Leonenser Schluchten – jederzeit glaubt man auf Lucky Luke zu stoßen, der gerade mit seinem unterentwickelten »Esel« Jolly Jumper eine Partie Schach spielt! Die Schlucht wird immer enger und enger.



Eine Imagination

Plötzlich scheint sie in einer Lichtung vor einem Felsvorsprung zu enden – und da steht ein weißer Hirsch. Aber was für einer! Mindestens ein 66er! Fripon drängt mich zur Seite, geht zum Hirsch und dialogisiert mit ihm. Dann kommt er zurück und sagt: »Wir können hinein.« Vorbei am Felsvorsprung, blicken wir in ein wunderbares Tal auf. Löwen und Wölfe, die friedlich mit Kindern, Geißen und Lämmern spielen! Auch unsere beiden Equiden, Fripon und der Haflinger, die sonst bei jedem Bären ausrasten, zeigen keine Scheu. Wir kommen zu einem See, in dessen Mitte eine riesengroße Pyramide mit 144 Türmen steht, von einem Wassergraben umgeben. Ein Tor tut sich auf, eine Brücke schiebt sich über den Kanal uns entgegen. Wir marschieren in eine große Halle mit Terrassen, auf denen sich die verschiedensten Tiere befanden: das Weltforum der Tiere, Raubtiere und Grasfresser friedlich nebeneinander.

ander. Unsere Equiden legten sich nieder und wir legten uns zu ihnen, ihre Bäuche dienten uns als Kopfkissen und geheizte Rückenlehne. Fripon übersetzte mir die Sorgen der beflügelten oder der vierbeinigen Weltbevölkerung. Schon jetzt verbrauchen die Menschenaffen so viel, wie wenn sie 36 Planeten zur Verfügung hätten, so klagten die

Tiere über die Menschen. Ich stelle mir die Gesichter jener Hanswurschte vor, welche im »forum eselwelt info« für die Kastration von Eseln eintreten!

Bei strömendem Regen kommen wir in El Acebo an und übernachten in der Pilgerherberge. Als wir am nächsten Morgen ins Gasthaus runtergehen, sehen wir die Besonder-

heit dieser Stelle: Die ganzen Wände sind mit Witzen tapeziert, die die Pilger herbringen. Die Menschheit, schreibt einer, ist wie ein Baum voller Affen. Die oben sitzen, schauen hinunter und sehen lachende Gesichter, die unten sitzen, schauen hinauf und sehen lauter Arschlöcher!

angelocapraio@libero.it

Wenn Pülcher pilgern:

F13 als Tag der Wallfahrt

Die freie Benutzbarkeit des öffentlichen Raums war ein Anliegen vieler F13-Aktionen (siehe vorige Ausgabe). Eine Aktionsgruppe stellte die Frage, ob nicht auch die Kirchen zum öffentlichen Raum zählten. Sie beantwortete die Frage auf praktische Weise. Durch Performances in Kirchen.

Urbania, die Königin der Städte, Mitglied unserer F13-Aktionsgruppe »Gefangenenor«, hatte die Idee, dass wir uns am Freitag, dem Dreizehnten, auf Wallfahrt begeben könnten. Unser Plan war, verschiedene Kirchen zu besuchen und unserem Herrn ein durchaus nicht blasphemisches Lied zu singen. Schließlich hatten wir den rebellischen Jesus ja in unserer Gruppe dabei – in Gestalt des Südtirolerplatz-Günters. Sein Gefühl, dass wir alle Gefangene der bestehenden Gesellschaft sind, hatte ihn vor Jahren bewogen, die Gruppe Gefangenenor zu gründen.

Der Probelauf fand am Schwedenplatz statt. Dorthin hatte die Hl. Uschi den Gitterkäfig gebracht, der uns schon viele F13-Tage begleitete. Die verstärkte Gitarre und Gesang zogen Schaulustige an. Dann startete unsere Wallfahrt in Richtung Karmeliterkirche. Dort wollten wir im Mittelgang in aller Inbrunst die Robbie-Williams-Ballade vom verlorenen Sohn, allerdings in Wiener Dialekt übersetzt darbringen. Unserem frommen Enthusiasmus wurde eine ernst zu nehmende Grenze gesetzt. Das Tor war geschlossen. Wir schrieben mit Straßenkreide auf das versperrte Tor: »Warum ist das Haus meines Vaters verschlossen?« Unterschrift: »Der verlorene Sohn.«

Die Mitglieder des Gefangenenchors erinnerten sich an ihr Gründungsmotto »Der

Rand erobert das Zentrum, lasset uns feiern!«, und sie beschlossen, ins Zentrum zu gehen. Wir pilgern zum heiligen Stephansdom, war die Devise. Was war mit dem Dom geschehen? Schon beim Betreten packte den Gefangenenor das Entsetzen über die Entweihung des heiligen Ortes. Der grell erleuchtete Dom-Shop verwirrte unseren kurzsichtigen Bassisten, den Hl. Speedio, dermaßen, dass er den Shop für den Hauptaltar hielt. Erst bei näherer Betrachtung konnte er von der bitteren Wahrheit überzeugt werden. Wir entdeckten im Dom keinen einzigen Betenden. Wir sahen nur fotografierende Touristinnen und Touristen, die nicht Gott huldigten, sondern den Baumeistern. Die den Dom übrigens aus Sandstein bauten, obwohl der Herr sagt: Du sollst nicht auf Sand bauen.

Bei diesem unfrohen Treiben fühlten wir uns verpflichtet, ein Gebet von Paulo Coelho zu singen, ebenfalls ins Wienerische übersetzt. Dann stellten wir vor der Steinbalustrade vor der großen Orgel unseren Käfig auf, Jesus in Gestalt des Südtirolerplatz-Günters nahm darin Platz. Wir begannen wieder zu singen. Sofort bildete sich ein Kreis von Zuschauern, manche fotografierten, manche lauschten der Musik:

Jo i kenns guat de Quön
de den Beag do owarint
und vasteckt in dera Quön
is des Geheimnis vom Leb
Mittn in da schwaozn Nocht
i waas, sie kennt net schena sei
Ead und Himmi lods zum Trinken ei
und a de tiafe schwaoze Nocht
Und a de dunkln Kreaturn ruafts hea
dass ihr Wossa trinken tuan ...

An dieser Stelle wurde das gesungene Gebet von folgenden Worten, ebenfalls in Wiener Dialekt ausgesprochen, jäh unterbrochen: »Es hobts nedamoi a Minutn, dass eicha Zeig nehmts und vaschwinds. Ausse. Mochts eichan Dreck wos woits, owa ned do!«

Ein ebenso blasser wie tollwütiger Dom-aufseher stand Nase auf Nase bei Urbania, die darauf aufmerksam machte, dass der Gefangenenor die einzige betende Gruppe im Dom sei. »Wir sind auf Wallfahrt und singen dem Herrn ein Lied«, sagte sie. »Es schleicht sich jetzt sofuat!«, war die Antwort. Der Aufseher stürzte sich auf den Verstärker und auf das Transparent und brachte beides unrechtmäßig in seinen Besitz. Wir beugten uns seiner Macht und wurden durch den Seitenausgang ins Freie befördert. Wir fragten uns, ob wir dem Teufel begegnet seien.

Die nächste Pilgerstätte war die Kirche Mariahilf, das ist das Gebäude über der Obdachlosenherberge »Gruft«. Wir trafen einen Engländer, den wir einladen, Gitarre zu spielen. Der wollte aber nicht mit seinen total kaputten Schuhen vor den Herrn treten. Der Hl. Andreas vom Gefangenenor holte aus der Kleidersammlung der »Gruft«, in der der Engländer als Ausländer nicht bedient worden wäre, ein paar gute Schuhe. Das zahlte sich aus, wie wir später zu hören bekamen,

Gleichzeitig mit uns betreten zufällig viele andere Gläubige die Kirche. Sie setzten sich ganz vorne hin – nichts geschah. Ein Pfarrer tauchte auf und verschwand wieder. Wir saßen mit unseren Instrumenten da, erwarteten den nächsten Auftritt des Teufels. Der kam nicht, also brachten wir das Lied vom Dom und das vertonte Gebet vom verlorenen Sohn dar. Der Engländer begleitete uns mit der Gitarre allerliebste. Die freundliche Aufnahme ermunterte uns zum dritten Lied. Ein freundlicher Mensch unterbrach uns. Höflich fragte er uns, ob wir nicht in einer Stunde weiterspielen könnten, weil jetzt nämlich eine Messe beginne.

Wir wandten uns aber der nächsten Station unserer Wallfahrt zu, der Stiftskirche. Sie war verschlossen. Die Wallfahrt endete im Museumsquartier, wo Kinder zu Jesus kamen, ihn um die Straßenkreiden baten und Leben auf den Asphalt malten.

STP Günter

advent

die stille zeit im jahr begann
und trotzdem fing so mancher an,
ganz hektisch hin und her zu tun.
kaum wer fand zeit sich auszuruhn.

im geschäft wird mehr geklaut,
als wo jemand sonst sich traut
ist d a s advent, fragt sich jedermann.
ein jeder tut das was er kann.

so ist nächstes jahr ganz sicher nicht.
so wünscht man sich's im
zeitungsbericht.
doch wie es wird, weiß gott allein.
nächstes jahr, bete ich, soll's anders sein.

servus josef

du bist von mir gegangen
in stille
wir waren
wir sind
wir bleiben vereint
du warst ein guter freund

du bist ein guter freund
du wirst ein guter freund bleiben
viele stunden haben wir geteilt
du bist mit mir
und ich mit dir
du warst licht
du bist licht
und du wirst licht sein
jetzt bist du beim herrn
sorgenfrei
freudenvoll
gerettet
lieber josef, ich danke dir dass ich dich
hören
sehen
spüren durfte
ich halte dich in guter erinnerung
servus josef

gebet

was ich sagen möchte
ist einfach nicht leicht
es ist gar furchtbar
wenn der eisige wind
so um einen streicht

den frühling ich ersehne
ach wär er nur schon da
würd' freuen mich gar lustig
und tanzen hopsasa

doch ist es jetzt noch winter
ich sag euch welch ein graus
könnt toben fluchen schreien
ihn treiben aus dem land hi-
naus

ach herrgott sei uns gnädig
und bring den sommer wieder
die sonne blumen gräser
wenns geht auch etwas flie-
der

so üben in geduld wir
und hoffen du hörst unser
flehn
der sommer soll bald kommen
der winter der soll
gehen!!!!!!!!!!!!!!

liebe eltern

geboren wurd ich vor 33 jahren
und mit mir begann euer sparen

ersparen musstet ihr gar viel
jetzt ist die zeit in der ich geben will

all die liebe welch ihr gegeben
erfüllt heute ach mein leben

zurück zu geben
das fällt mir schwer
doch der wille ist da
na bitte sehr

dem nächsten zu dienen
das ist mein ziel
gott zu ehren
ich geben will

drum bitt ich leis
um geist und kraft
wünsche mir
hätte es vor meinem tod geschafft

stille ...

ich harre aus in der finsternis meiner see-
lenlandschaft
sie erdrückt mich fast ganz
der drucker arbeitet und mein kollege
spricht mich an
ich werde manchmal aus meiner gedan-
kenwelt gerissen
versuche mich dem papier zu widmen
es nimmt geduldig auf was ich sagen
möchte
jemand hustet, leise büroarbeit ist zu hö-
ren
noch eine viertelstunde bis zur runde
die schwere meiner seelenlast drückt
ich wünsche mir erleichterung
ein blick aus dem fenster sagt mir – win-
ter
die zeit von eis und schnee
zeit der kälte

Alle Texte von Klaus Maria



Die neue Stimmgewitter-CD
jetzt bei Ihrer Augustin-Kolpor-
teur/Ihrer Kolporteurin, oder bei
redaktion@augustin.or.at
bzw. www.stimmgewitter.org
zu bestellen

Seit 9 Jahren ohne regulären Job



TAGEBUCH EINES AUGUSTIN - VERKÄUFERS

20. 4.

Ich bin den zweiten Tag im Kurs. Für alle, die sich da nicht so genau auskennen, eine kurze Erklärung. Das Ganze nennt sich »Job-Express«. Und dabei lernt man in 6 Wochen, wie man sich richtig bewirbt. Und das 4 Tage die Woche 4 Stunden vormittags und abwechselnd nachmittags. Für Leute mit Betreuungspflichten eine reine Schikane. Aber in meinem Kurs haben wir eine sehr engagierte Trainerin, die schon einigen Teilnehmern zu einem Deutschkurs verhelfen konnte. Und zwar, weil diese Leute sonst fast nichts verstanden hätten. Wer hat diese Personen überhaupt zuerst hierher geschickt? Aber egal, man ist ja für die Dauer des Kurses nicht arbeitslos und gilt dann auch nicht mehr unbedingt als Langzeitarbeitsloser. Ach ja, in meinem Kurs sitzen ein Magister, studierter Geologe aus Ägypten, und ein Elektrotechniker aus der Türkei. Und eine dreisprachige Putzfrau aus Jugoslawien. Demnächst wird mir übel. Wenn ich mit dem Kurs fertig bin. Oder doch schon früher?

21. 4.

Mir kommt Wehklagen aus dem Burgenland zu Ohren. Denn Augustinleser gibt es auch im benachbarten Ausland. Ha, ha, sehr witzig! Nun mal ernsthaft. Ein Bauer aus der Gegend von Neusiedl hat vor etwa einem Monat den letzten Tropfen Regen gesehen. Und fürchtet bereits jetzt um seine Ernte. Ich muss ihm leider sagen, dass wir derzeit gar keine Augustinverkäufer mehr aufnehmen können. Woran mag es liegen, dass die Armut immer mehr zu werden scheint?

22. 4.

Mein Sonntagsgottesdienst besteht darin, die Seele zu entlüften. Und das tut meiner einer am liebsten mit dem Lesen von lustigen Geschichten. Die findet man aber nicht in gewöhnlichen Druckwerken, und daher stöbere ich in meinem Fundus und finde wieder einmal »Kishons gesammelte Familiengeschichten«. Und die Sonne lacht vom Himmel, und ich lese, und heute ist alles schön.

23. 4.

In den Kurs gehen. Bewerben lernen. Erfahren, dass man seit 9 (!) Jahren keine legale Arbeit mehr hatte. Daraufhin völlig überrascht sein. Trainerin rätselt, warum man in einem Kurs sitzt, in dem die Leute durchschnittlich ein Jahr ohne Job sind. Also in einen Kurs vermittelt, weil ein Kurs pro Jahr eben sein muss. Ob er nun etwas hilft oder nicht. Das Ganze kostet dem AMS dann ca. 800 Euro. Und ich kriege pro Tag 1,02 Euro Fahrgeld. 2 Fahrscheine in Wien kosten

aber 3 Euro. Man bekommt eine gewisse Stimmung in dieser Situation, die allerdings vom Gericht mit einer hohen Haftstrafe geahndet werden würde.

25. 4.

Schon des Öfteren fällt mir auf, dass die Fahrer von Kinderwägen sehr unrasiert durch die Straßen der Stadt flanieren. Es handelt sich um Hausmänner. Diese Gattung der Spezies Mann gibt es ja noch nicht so lange, aber sie ist im Zunehmen. Also zahlenmäßig. Gedanke zum Schluss. Der texanische Cowboy, auf der Veranda seiner Ranch sitzend, strickend, vielleicht eine Friedenspfeife mit entsprechenden Kräutern im Mund – und die Welt hätte sich viel Elend erspart.

27. 4.

Ein langes Wochenende steht vor der Tür. Oder im Stiegenhaus. Oder sonst wo. Das schöne Wetter treibt viele Wiener aus der Stadt. Obwohl auch viel Gejammer wegen des hohen Benzinpreises herrscht. Mir persönlich ziemlich egal, solange mein Zippo-Benzin nicht teurer wird. Und überhaupt, das Rauchen. Jetzt beginnt ja auch in Europa schön langsam die Hetzjagd auf die Raucher. Weil schädlich und die Gesundheit und überhaupt. Aber auf die Einnahmen aus der Tabaksteuer kann Österreich auch nicht verzichten. Blöde Situation. Irgendwie.

28. 4.

Nichts Neues an der Abwaschfront. Es muss noch ein wenig auf Bares gewartet werden. Denn Kurs und Verkauf verträgt sich gar nicht gut. Behaupten auch einige meiner Kollegen.

29. 4.

Ich muss mich schon wieder aufregen! Ich weiß nicht, wo das Folgende geschrieben stand, aber auf jeden Fall wurde ich von einer gebürtigen Tschechin über das »Negergesindel« aufgeklärt. »Die kriegen alle 726 Euro und Wohngeld und Essen und handeln mit Drogen.« Woher sie diesen Schwachsinn weiß, konnte oder wollte sie nicht sagen. Aber eines macht mich nachdenklich, warum sind in letzter Zeit die Schwarzen und die Moslems an allem schuld? Wehret den Anfängen!!!

30. 4.

Fenstertag. Einige Schüler haben frei, die anderen nicht. AlleinerzieherInnen, deren Kinder in verschiedene Schulen gehen, sind hellauf begeistert. Wie soll man diese »schulautonomen Tage« managen? Und dann immer diese blöden Statistiken, die besagen,

dass in den letzten 10 Jahren der Anteil an Kindern aus »armem« Elternhaus bei den Studenten eher zurückgegangen ist. Gar kein gutes Zeichen. Und angeblich fehlen auch Facharbeiter. Warum gibt es dann so viele arbeitslose Jugendliche? Es gibt viel zu tun, aber wir brauchen natürlich zuerst den Eurofighter. Also die ÖVP braucht ihn.

1. 5.

Ich höre von einem kleinen Funktionär der SPÖ, dass von Meidling noch nie so wenige Leute – etwa 120 – in Richtung Rathaus aufgebrochen seien. Auch in Favoriten tat sich nicht wirklich viel. Jetzt frage ich mich, wo dann die vielen Leute herkamen, die im TV zu sehen waren.

2. 5.

Mittwoch kein Kurs, aber dafür frühjahrs müde. Und ein wenig denkfaul. Daher ein wenig Kabel-TV. Dort herrscht nachmittags aber fast überall gehirnfreie Zone. Reiche und schöne Julias streiten vor dem Familienrichter in der Lindenstraße mitten im Achten um die Gunst, wer die garantiert gehirnfreie Serie auf die Menschheit loslässt. Was tun? Ein wenig berauschen und dann lieber schlafen.

3. 5.

Stress. Blechtrottler entwickelt Eigenleben. Dürfte mit einem hohen Politiker in Kontakt gekommen sein und verweigert daher seriöse Arbeit. Und überhaupt soll am Samstag endlich meine Küche fertig werden. Ein rauschendes Fest ist zu befürchten.

gottfried01@gmx.at

AUGUSTIN Schreibwerkstatt



Mittwoch,
6. 6. 07
18 bis 20 Uhr

im Häferl, 1060 Wien,
Hornbostelgasse 6

DER MANN OHNE EIGENSCHAFTEN

NACH EINEM ROMAN VON ROBERT MUSIL

KAKANIEN

BLICKT
... UND WIEDER ANDERSWO
STEHEN DIE TÜRME, WO MAN
FRAU, FAMILIE, GRAMMOPHON
UND SEELE FINDET, SPANNUNG
UND ABSPANNUNG, TÄTIGKEIT
UND LIEBE WERDEN ZEITLICH
GENAU GETRENNT UND...

JA, ES WAR, TROTZ VIELEM,
WAS DAGEGEN SPRICHT,
KAKANIEN VIELLEICHT DOCH
EIN LAND FÜR GENIES;
UND WAHRSCHEINLICH IST
ES DARAN AUCH ZURÜCKZU-
GEGANGEN.

... EINE ART ÜBERAMERIKANISCHE STADT, WO ALLES MIT DER
STOPPUHR IN DER HAND EILT ODER STILLSTEHT. LUFT UND
ERDE BILDEN EINEN AMEISENBÄU, VON DEN STOCK-
WERKEN DER VERKEHRSSTRAßEN DURCHZOGEN. LUFT-
ZÜGE, ERDZÜGE, UNTERERDZÜGE, ROARPOSTMENSCHEN-
SENDUNGEN, KRAFTWAGENKETTEN RASEN HORIZONTAL,
SCHNELLAUFZÜGE PUMPEN VERTIKAL MENSCHENMASSEN.
VON EINER VERKEHRSEBENE IN DIE ANDERE; MAN SPRINGT
AN DEN KNOTENPUNKTEN VON EINEM BEWEGUNGSAPPARAT
IN DEN ANDEREN, WIRD VON DEREN RHYTHMUS, DER
— ZWISCHEN ZWEI LOSDÄNNERNDEN GESCHWINDIG-
KEITEN EINE SYNKOPE, EINE PAUSE,
— EINE KLEINE KLUFF...



PSYCHISCH KRAANKE
NEGATIVE FREIHEIT
URRICHT

IN DEM ALTER, IN DEM MAN
NOCH GERNE IN DEN SPIEGEL
BLICKT

KAKANIEN

FAMILIE

AUSLÄNDER

M. STEINER '02
OBDACHLOSE
ANDERSARTIGE

ARBEISLOSSE

AUGUSTIN

